AIB
S 46/1

BAMBERG

S 46/1

Reisen

durch die

südlichen, westlichen und nördlichen

Provinzen von Frankreich,

während der Jahre 1807 — 1809

und im Jahre 1815.

Mit einer Reihe von Beilagen über französisches Literaturwesen, so wie über die spanische Revolution und über die baskische Sprache.

Erster Band.

Frankfurt am Main,
bei Franz Varrentrapp.
1816.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die Haupt-Masse dieses Werks ist in den Jahren 1807 — 1809, also geraume Zeit vor der großen Umkehr des politischen Systems von Europa geschrieben worden.

Der Verfasser schämt sich gar nicht, zu bekennen, daß er damals in Napoleon Buonaparte'n einen Regenten bewunderte, welcher durch seine rastlose Thätigkeit,

seinen Scharf- und Ueber-Blick und durch seine eiserne Consequenz wirklich des Thrones würdig schien. Auch das französische Volk befand sich, trotz seiner Kriege, in einem weit glücklichern Zustand, als die meisten übrigen Nationen von Europa, und konnte von diesen wohl beneidet, aber noch nicht überwunden werden.

Die Spuren solcher Ansicht finden sich hie und da in diesen Blättern. Nun, nach der angefangenen Regeneration Deutschlands wär' es ein Leichtes gewesen, dieselben hinwegzuwischen, um ja keinen Anstoß zu geben.

Allein der Verfasser konnte sich dazu nicht entschließen. Er will es nicht verhehlen, daß er ehmals anders gedacht hat, und läßt es ruhig auf den Tadel der Vielen ankommen, die sich nun als wunderbare Tänzer gefallen, indem sie auf der Haut des todten Löwen ihre Sprünge machen. Während der Verfasser jene Gesinnungen hegte, war es ihm Ernst damit; wie es ihm später auch Ernst war, als er zu einer Zeit, da die meisten jetzigen Apostel der Deutschheit noch wohlweislich schwiegen, und in einer Gegend von Deutschland, wo er damit seine ganze

bürgerliche Existenz auf das Spiel setzte, zuerst als Sprecher gegen die Unterdrükkung öffentlich auftrat. Aber als er auch früher andere Gesinnungen hegte, beneidete er zuweilen wohl die Franzosen, konnte sich aber nicht entschließen, dem Ruhm eines fremden Volkes zu dienen. Das bewies er sattsam, indem er im Winter 1808 die, sehr lockenden, Anstellungs-Anträge des damaligen französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Champagny, ablehnte, so annehmlich seine sonstige Lage sie ihm auch machte; und solcher Ver-

suchung zu widerstehen, war damals nicht so leicht, als es nun ist, auf den Trümmern eines ungeheuren politischen Systems zu beweisen, daß es nothwendig zusammenstürzen mußte.

Ein bedeutender Geschäfts-Kreis in dem eroberten Frankreich während des Sommers 1815 war der Anlaß mehrerer andrer Arbeiten in den Beylagen. Der Verfasser läßt sie gerne jenen frühern Darstellungen folgen, um dem Publikum zu zeigen, wie wenig er die Vergleichung zweier, wirklich sehr verschiedener, Perioden seiner politischen Ansichten scheut. Er

meinte es in beyden redlich mit seinem deutschen Vaterlande, und hat diesem nur das einzige Unrecht abzubitten, daß er glaubte, es würde das, was es noch erreichen soll, auf ganz anderem Wege finden, als auf demjenigen, auf welchem es nun vorwärts geschritten ist.

Inhalt.

Erster Band:

Seite

I. Reise durch's Tirol nach Mailand, im Herbst 1807 1

II. Aufenthalt in Mailand, im Oktober 1807 21

III. Aufenthalt in Turin, im Herbst 1807. 43

IV. Reise von Turin nach Lyon, in der ersten Hälfte des Novembers 1807. 57

V. Rückblicke auf Savoyen 69

VI. Aufenthalt in Lyon, im November. 98

VII. Paris, November 1807 122

VIII. Paris, im Februar 1808 . . . 135

IX. Reise von Paris nach Bordeaux, im April 1808 186

X. Aufenthalt in Bordeaux 219

XI. Reise von Bordeaux nach Bayonne. Vom 27. bis 29. April . . . 247
XII. Aufenthalt in Bayonne. Vom 30. April bis 2. Mai . . 262
XIII. Aufenthalt in Bayonne. Vom 16. August bis den 4. Sept. 281
XiV. Reise von Bayonne nach Bagneres. Vom 9. bis 13. September . . 299
XV. Die Bäder von Bagneres . . . 323
XVI. Reise von Bagneres nach Toulouse. 348
XVII. Aufenthalt in Toulouse 356
XVIII. Der Kanal von Languedoc . . . 380

I.

Reise durch's Tirol nach Mailand, im Herbst 1807.

Ich wählte den Weg durch's Tirol nach Mailand, um einige meiner Freunde wiederzusehen, und genoß bis Insbruck der herrlichsten Witterung. Wohl Jedem, dem dieses Glück im Tirol zu Theil wird! Es gibt vielleicht keine unangenehmere Reise, als diese, wenn der Himmel nicht günstig ist. Die ungeheuren Berge sind alsdann in ewige Nebel gehüllt, und drängen sich so beengend um den Reisewagen, daß das Gemüth recht drükkend von ihnen befangen wird. Die Ansicht

des Wegs ist unaufhörlich die nämliche, und nur die guten Wirthshäuser halten einigermaßen für die übrigen Leiden schadlos. Ist aber das Wetter hell, so fehlt es des Morgens auf den Gebirgen doch nicht an Nebeln; aber diese zeigen die Natur alsdann in so vielfach wechselndem Spiele, daß die Aufmerksamkeit unaufhörlich rege gehalten wird. Denn jezt fährt man z. B. im dichtesten Nebel, und in einem Augenblick erhebt sich über demselben eine klare, purpurrothe Pyramidenspitze, ein frischer Wind jagt das Gewölke in die Tiefe, und eine große Gebirgsansicht steht hell vor dem Auge. Hier überrascht den Wanderer plötzlich auf den höchsten Höhen ein See, der, wie ein Spiegel, aus dem Abgrund herauflacht; dort begleitet ihn ein wilder Bergstrom in mancherlei Kaskaden neben dem Wege; an gewaltigen Felsensonnen steigt das Auge gefährlich kühn empor, und ruht auf den schönsten Rasen und Wäldern der Tiefe wieder aus. Oft ist die Straße mit

unglaublicher Kraft durch die Felsen gesprengt; oft mit vielem Fleiße neben Abgründen hingeleitet; bald schlängelt sie sich in freundlichen Ebenen durch artige Dörfchen; bald erhebt sie sich keck in die Höhe, und senkt sich zwischen Felsenklüften schwindelnd hinab. Wo man auch die höchsten Höhen erreicht zu haben glaubt, fährt man immer noch durch Thäler hin, und neben dem Wege liegen ungeheure Steinblöcke, die sich von den Gebirgen abgelößt und herabgestürzt haben.

Alles das beschäftiget die Aufmerksamkeit des Wanderers unaufhörlich, und eröffnet der Phantasie ein reiches Feld zu mancherlei Spielen mit der Lebensart der Gebirgsbewohner, den Gefahren der Gemsenjagd und den Verwüstungen wilder Naturerscheinungen, an welchen dieses Land reicher ist, als viele andere. Wie oft bedauerte ich die Anwohner von Vulkanen, denen ein Lavastrom auf Jahrhunderte Feld und Garten, Wohnung und Wohlhabenheit zerstörte! Allein in Tirol ist

oft mehr. Wenn die Erde dort mit Leichtigkeit dem Menschen alles reicht, was er nur verdienen mag, so gibt sie ihm hier nichts, als was er sauer errungen hat. Keinen Augenblick ist er sicher, daß der fruchtbare Boden, den er an die Gebirgsseiten befestiget hat, weggeschwemmt wird, und er da, wo ihm ein ergiebiges Feld stand, einen nackten Fels oder ein starres Kiesland findet. Dies ist aber nicht das Schlimmste, denn hier läßt sich noch zur Noth helfen. Wenn sich aber oben in einem Bergthal mehrere Jahre lang eine große Masse Schnee gesammelt hat, und dieser in einem heißen Sommer schmilzt, so entsteht ein See, welcher die lockern Gebirgswände in Kurzem ausleckt, in einem Momente durchbricht, und sich in die Thäler herabstürzt. Schrecklicheres, als einen solchen Strom, gibt es nichts. Ein fürchterlicher Donner begleitet den Durchbruch des Wassers. Mit einem entsetzlichen Geprassel rast die Katarakte an der steilen Bergwand herab, reißt Felsen, Bäume und

Alles, was ihr begegnet, mit sich fort, und schüttet sich mit einemmal über ein ganzes Thal und alle seine Bewohner aus. Hier ist beinahe kein Entrinnen; wer sein Leben gerettet hat, darf von Glück sagen; denn das Getöse, von welchem die Erscheinung begleitet ist, überrascht den Menschen so fürchterlich, daß er alle Geistesgegenwart verliert, und oft gerade in sein Unglück hineinrennt. Dies ist ein Muhrbruch, wie sie es mit einem Provinzialausdruck nennen, und solcher Muhrbrüche sind vergangenen Sommer fünfe erfolgt; auch bleibt nicht leicht ein Jahr ganz davon frei. Man kann denken, wie groß der Schaden ist, wenn auf einmal das Eigenthum von hundert Familien völlig zu Grunde gerichtet wird, und sie auf dem Platze, wo ihnen bequeme Wohnungen und fruchtbare Felder standen, nun eine grause Felsenwüste anstarrt. Wahrlich, wenn der Ätna auch in jedem Jahrhundert seine Bewohner einmal mit schrecklichen Verwüstungen heimsucht, so haben sie doch beinahe

immer noch Zeit, ihr bewegliches Eigenthum zu flüchten. Aber hier ist dies unmöglich; der Mensch muß sich geradezu in ein unbeugsames Schicksal ergeben, und keine der Gebirgsgegenden ist einen Augenblick vor diesen Schrecken des Sommers gesichert, wenn sie auch gleich die Gefahren der Schneelavinen im Winter überstanden hat.

Was mich in Tirol am meisten überraschte, war die milde Luft in dieser Jahrszeit. Ich ging zu Ende Oktobers manchmal Abends um 10. oder 11 Uhr in Insbruck nach Hause, und die Temperatur war beinahe wie an einem schönen Sommerabend. Man hatte beinahe nirgends geheizt, und dennoch zeigte sich manchmal des Morgens Schnee auf den Bergen. Bei sehr gelinder Witterung reiste ich auch von genannter Stadt des Morgens weg; aber kaum war ich zwei Stunden weit entfernt, so fing es bereits an zu schneien, und machte so den ganzen Tag fort. Abends zwischen sieben und zehn Uhr fuhren wir am Brenner empor; da

war das Wetter fürchterlich. Dunkle Nacht, Schnee und ein Orkan dazu, welcher schrecklicher toste, als der gewaltigste Seesturm. Wir hatten alle Ursache, bange zu seyn. Der Pfad war durch den Schnee unkenntlich geworden; die Nacht ließ die Abgründe nicht unterscheiden; der Wind konnte uns, wenn wir diese auch vermieden, mit einer Staublavine bedecken — es war uns nicht ganz wohl zu Muthe. Indeß erreichten wir glücklich das Wirthshaus auf der Spitze, wo wir die Nacht über blieben, und den andern Morgen sechs Pferde zum Herabsteigen vom Berge nehmen mußten. So tief lag der Schnee.

Im Ganzen ist die Natur im Tirol nicht mahlerisch schön. Die Gebirge haben zu wilde Formen, und sehen sich alle ähnlich. Dies mag überall in diesem Lande der Fall seyn. Schöne Ebenen indeß mit mancherlei pittoresken Felspartien, Seen, Flüssen und Wasserfällen sind im Innern, und also gerade da, wo der Reisende selten hinkommt, häufig und

von hoher Schönheit vorhanden. Für einen Freund der Mineralogie mögen Wanderungen durch das Tirol von dem höchsten Interesse seyn; denn schon die Steine, welche am Wege liegen, verrathen den mineralogischen Reichthum des Landes, und ich habe in Insbruck manche Sammlungen gesehen, welche die herrlichsten Stücke enthielten. Wirklich ist das Mineraliensammeln in dieser Stadt eine Art von Modeliebhaberei, so wie in Sicilien die Numismatik. Die Leichtigkeit des Sammelns unterhält in beiden Ländern die Neigung dazu, und es wäre nur zu wünschen, daß die, dieses Fachs kundigen, Männer ihre Bemerkungen dem Publikum mittheilen möchten.

Die Nähe von Italien erkennt sich überall im Tirol. Schon die Bauart der Häuser ist mehr im italienischen Geschmacke; aber auch die Lebensweise verräth die Nachbarschaft. Am auffallendsten war mir dies in der großen Liebhaberei für's Theater. Städte, wie Insbruck, Botzen, Roveredo, Brixen und

Trient, haben ihre Theater, auf denen nun zwar freilich nicht immer gespielt wird. Die Truppe Schantroch in Insbruck versieht die Städte des Landes indeß von Zeit zu Zeit mit Kolonien, und ich fand z. B. eine solche in Botzen, von der ich Ziegler's Tag der Erlösung recht brav geben sah. Der Schauspieler Fritz, welcher den Fürsten machte, spielte seine Rolle mit so viel Anstand und Würde, wie man sie kaum auf den besten Theatern von Deutschland sehen wird. Nur sollte man sich nicht zu Opern versteigen, wie geschieht. Ich habe zwar keiner beigewohnt; allein die gewöhnlichen Theater-Orchester spannten meine Neugierde eben nicht sehr, und gaben mir schon eine Idee davon, was aus einem Werke von Mozart unter solchen Händen werden würde.

Eine eigene Art von theatralischer Belustigung habe ich in Insbruck gesehen. In dem Sachsenhausen dieser Stadt, das den verführerischen Namen des Kothlakens führt,

war ein breternes Theater aufgeschlagen, in welchem eine Art von geistlicher Komödie: das Leben und die Thaten des heiligen Ritters Georgs, gegeben wurde. Das Merkwürdige dabei war, daß man die Rollen sammt und sonders mit Weibspersonen besezt hatte, welche zu gleicher Zeit ein anderes Gewerbe trieben, das man bis jezt noch selten ganz von der dramatischen Kunst zu trennen vermochte. Nur in einem, wirklich komischen, Intermezzo trat ein berauschter Bauer auf, der sich über seine Bekannten lustig machte, und die Seeligkeit der Trunkenheit mit innigem Gefühl darstellte. Das ganze Stück war in Knittelversen geschrieben, deren sich mancher Nachäffer der sogenannten neuen Schule nicht schämen dürfte, und die poetische Mystik darin auf ihren höchsten Glanzpunkt getrieben. Das Ding war recht interessant anzusehen; denn Begebenheiten, wie Todtenerwecken, Teufelholen u. dgl. sieht man doch nicht alle Tage. Die Kostüme waren etwas überladen,

aber nicht ohne Aufwand gemacht, und die Dekorationen doch immer noch besser, als im Pyramus und Thisbe in Shakespeare's Sommernachttraum; denn die Wand war leibhaftig da, und Zettel brauchte nicht zugleich sie, den Löwen und den Pyramus zu machen. Das Lächerlichste bei der Sache war mir, daß ich den Morgen nach der Aufführung des Stücks in dem Hause eines meiner Freunde den Kaiser Diokletian, den Ritter St. Georg und den Teufel in holder Eintracht den Boden mit einander aufwaschen sah. Der Böse war hier denn doch auch zu etwas nütze, und man wird ihm wirklich ganz gut, wenn man weiß, daß das ganze Stück zum Besten der Armen gegeben worden war.

Ich habe mich länger in Insbruck aufgehalten, als man, auf einer Reise, wie die meinige ist, in Städten von diesem Umfange zu thun pflegt. Wirklich habe ich mich auch sehr gut daselbst unterhalten. Außer dem Theater ist jede Woche einmal Casino, mit

welchem man eine sehr artige Leseanstalt verbunden hat, in der man die besten Blätter Deutschlands neben einigen ausländischen Journalen findet. Oefters sind Konzerte bei dem Gouverneur Hrn. Grafen von Arco, dessen Gemahlin eine ganz vorzügliche Klavierspielerin ist. Dazu kommen noch manche andere Gesellschaften, in welchen freilich meistens gespielt wird; allein man ist doch nicht leicht um einen seiner Abende in Verlegenheit.

Für eine Stadt von diesem Umfang besizt Insbruck mancherlei Merkwürdigkeiten. In der Kirche, wo sich das Grabmal der schönen Philippine Welser befindet, sind noch verschiedene Kunstwerke, die zwar nicht unter die vom ersten Range gehören, aber doch alle Aufmerksamkeit verdienen. Einen sehr imponirenden Eindruck machen etliche zwanzig kolossale Bronz-Statuen, welche in zwo Reihen mitten durch das Schiff der Kirche hinstehen, zwar großentheils schlecht gearbeitet sind, aber doch durch den fremden Geist einer fernen,

kraftvollen Zeit, die aus ihnen spricht, anziehen. Die beste unter denselben stellt den König Theodorich vor, der, bei aller Schwerfälligkeit der Rüstung, dennoch in so schönen Verhältnissen, und in einer so lieblichen Stellung gegeben ist, daß sie in dieser Rücksicht den besten Kunstwerken gleichkommt. An dem großen Grabmal Kaisers Maximilians, in der Mitte zwischen ihnen, hat der menschliche Fleiß alles geleistet, was nur immer möglich war. Es ist über und über mit Basreliefs bedeckt, welche die Thaten des Kaisers darstellen, und, da diese größtentheils in Schlachten bestanden, keine geringe Aufgabe für den Künstler waren. Auch hat er die Sache gerade von der schwersten Seite aufgefaßt, und mehr im künstlichen, als in der Kunst, den Kranz gesucht. Alle Felder sind außerordentlich reich an Figuren, und diese sämmtlich mit einem Fleiße ausgeführt, welcher Staunen erregt. Keine ist leicht über eine Spanne lang, und dennoch in allen ihren Details vollendet. Je-

der Kopf hat seinen eigenen Ausdruck, und manche darunter sind von hoher Schönheit. Man sieht aber dem Ganzen wohl an, daß der Künstler ein größerer Mahler, als Bildhauer war, was auch die Portraite von ihm und seiner Gattin beweisen, die, von seiner Hand gemahlt, an dem Monumente hängen. Er suchte z. B. die Umkürzungen der Mahlerei, die Perspektive u. dgl. anzubringen, und es ist ihm wirklich, für ein Werk des Meissels, bewundernswürdig gelungen.

In der Nähe von Insbruck steht ein altes Lustschloß der österreichischen Fürsten, Ambras genannt, das ich auch besucht habe. Es war der Wintersitz von Philippine Welser, hat eine sehr schöne Lage am Abhange des Gebirgs, und eine entzückende Aussicht über das Innthal hin. Was ihm heutzutag seine Besuche zuzieht, ist eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aller Art, welche zwar ohne bestimmten Zweck angelegt zu seyn scheint, aber dennoch beynah einzig in ihrer Art ist,

und es noch mehr gewesen seyn muß, als sich alles vollständig beisammen befand. Das veränderte Schicksal Tirols hatte großen Einfluß auf sie, und das österreichische Haus flüchtete vieles aus derselben nach Wien, das zum Theil bloße Familien-Merkwürdigkeit war. Unter dem, was auf diese Weise weggekommen ist, bedauerte ich ein goldenes Dintenfaß mit Neptun und Amphitriten am meisten; indem es von Cellini's Hand war, und er, wenn ich nicht irre, in seiner Lebensbeschreibung selbst von dieser Arbeit spricht. Den oft kindischen, Sammlungsgeist der vorigen Zeit bezeugen ein paar lederne Hosen Franz I. von Frankreich, die er in der ersten Schlacht, welcher er beiwohnte getragen haben soll, und eben nicht sehr glänzend für seinen Muth zeugen. Eine Menge ausgestopfter Pferde tragen die Rüstungen berühmter Männer aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, und es ist überhaupt an diesen, und an Waffen aller Art kein Mangel. Gegenwärtig liegt Alles

in Unordnung durcheinander, indem man erst die Verfügungen der bairischen Regierung erwartet, welche diesen Merkwürdigkeiten wahrscheinlich in Insbruck einen Plaz anweisen, und sie noch mit andern aus den aufgehobenen Klöstern vermehren wird.

Offenbar kann das Tirol unter der jetzigen Regierung im Wesentlichen nur gewinnen. Auch thut die bairische Regierung alles Mögliche, um dem Lande in jeder Rücksicht aufzuhelfen. Allein jede Zeit hat ihre Lasten, welche kein Herrscher zu heben vermag, und wenn Vortheile, die nur die zufällige Verkettung der Umstände geboren, aufhören, so vermag keine Regierungsmaaßregel sie zurückzuführen. Offenbar ist das Verbot der englischen Waaren das einzige Mittel, die Fabriken des festen Landes emporzubringen, und muß besonders jeder gesunddenkende Deusche die strengste Ausübung jenes Verbots wünschen. Aber wie Viele leiden im Anfang dadurch? — Das Tirol besonders fühlt es empfindlich; in-

dem von hier aus eine Menge solcher Waaren nach Spanien gegangen sind, welche wohl zum größten Theil nicht englisches Erzeugniß waren, aber einmal mit diesem Stempel versehen seyn mußten, um ihre Abnehmer zu finden. Die Messe in Botzen muß, wenn diese Umstände fortdauren, nothwendig herabkommen, und dieser, jetzt so blühende Ort sehr dadurch leiden. Höchst nachtheilig wirkte auch die nothwendige Herabsetzung der Banko-Zettel, mit denen das Tirol, wirklich einige Zeit zum Vortheil vieler seiner Bewohner, überschwemmt war. Lauter Unfälle, die das Volk nur zu geneigt ist, auf Rechnung einer neuen Regierung zu setzen, und gegen die es die Vortheile derselben in Anschlag zu bringen vergißt, welche z. B. in den niedrigen Preisen derjenigen Lebensmittel, die das Tirol nicht selbst hervorbringt, bereits sehr wohlthätig fühlbar sind.

Ueberhaupt aber wird sich eine Nation, wie die Tiroler, von solcher Kraft und solchem

Selbstgefühl, in einem Lande wohnend, das die Natur selbst zur Festung gemacht hat, nicht so schnell mit den letzten politischen Verändegen aussöhnen.

Bis hieher und nicht weiter
Kamen die französischen Reiter.

Schrieben sie im vorigen Krieg an eine Straßenkapelle, und waren fromm genug, dies dem Schutze der Madonna beizumessen. Aber diese hat sie später verlassen, und die Inschrift ist zu einer leeren Prahlerei geworden.

Auf dem Wege durch das welsche Tirol suchte ich überall, wo ich durchkam, die Buchhändler auf, um zu sehen was da, wenn nicht gedacht, doch wenigstens geschrieben würde. Es war blutwenig, und, außer dem Leben eines Roveredaner Gelehrten, fand ich nichts in dieser Stadt, was eine Erwähnung verdiente. Merkwürdig war mir indeß eine italienische Schrift, mit dem verkappten Druckort: Emmerich, welche von der öffentlichen

Erziehung und der Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens handelte, und vor zwei Jahren herauskam, da das Wiederaufleben der Gesellschaft Jesu wirklich einige Wahrscheinlichkeit genommen hatte. Um das Buch ganz durchzulesen, fehlte mir die Zeit; auch schien es mir nicht viel Neues zu enthalten; doch will ich einen, sehr sonderbaren Grund für die Wiederherstellung des Ordens aus demselben ausheben. Es ist kein anderer, als daß die Protestanten selbst sie wünschen; indem mit dem Untergang der Jesuiten alle Wissenschaft der Katholiken zu Grund gegangen sey, und der nüzliche Wetteifer zwischen beiden Sekten gänzlich aufgehört habe; als wovon man bereits auch bei den Protestanten die nachtheiligen Folgen verspüre. Der Mann, welcher dieses schrieb, scheint unter Wissenschaft blos Polemik verstanden zu haben; und auch alsdann möchte sein Argument wohl falsch seyn. Ich bin der festen Ueberzeugung daß die Jesuiten, welche sich so gut in Zeit und Umstände

zu finden wußten, weil sie beide zu beherrschen gewohnt waren, in unsern Tagen zu polemisiren aufgehört, und vielleicht zuerst zu einer Vereinigung der christlichen Religionssekten die Hand geboten hätten, wenn anders je ernstlich an eine solche gedacht werden sollte.

Um meinen Weg möglichst abzukürzen, da ich Verona schon früher mehremale gesehen hatte, schlug ich von Valargne die Straße von Castelnuovo über Brescia nach Mailand ein. Sie hat aber nicht viel Merkwürdiges, als die schönen Aussichten auf den Garda-See, und die Schweizergebirge mit den weißen Spitzen über den blauen Massen. Weiterhin begleiteten mich die im Anfang so schönen, aber bald so ermüdenden lombardischen Ebenen, welche sich nur bei Cassano unterbrechen, das auf der Höhe liegt, und ein unübersehbares Thal mit vielen Flüssen, Kanälen, Höfen und Dörfern beherrscht. Dann geht es neben den künstlichen Gewässern fort bis Mailand.

II.

Aufenthalt in Mailand, im Oktober 1807.

Mein diesmaliger Aufenthalt in Mailand ist sehr unangenehm. Seit ich hier bin, ist der Himmel keinen Augenblick heiter, und es regnete beinahe unaufhörlich. Eine italienische Stadt verliert bei solchem Wetter außerordentlich, indem damit das rege Leben auf den Strassen aufhört, welches sie so merkwürdig von ihren Schwestern im Norden unterscheidet.

Doch bin ich beinah den ganzen Tag auf der Strasse, um mich an dem Anblick einer, mir so theuren, Nation zu weiden. Auch

wird meine Freude hier weniger, als in den südlichern Ländern Italiens, getrübt; denn der Lombarde ist ein weit geraderer, mit Dank und Belohnung zufriedenerer Mann, als z. B. der Römer und der Neapolitaner.

Mein erster Besuch galt dem Dome, welcher mir immer eines der liebsten Gebäude seyn wird, die ich kenne. Schon sein Äußeres imponirt mehr, als man es von den vielen Schnörkeleien seiner gothischen Architektur erwarten sollte; allein das Detail verliert sich in der ungeheuren Masse, und das Ganze nur drängt sich dem Auge ehrfurchtgebietend entgegen. Man würdigt die Skulptur von Aussen keiner Aufmerksamkeit, und tritt mit Ungeduld in das Innere des Tempels.

Eine ernste Dämmerung umfängt dich bei deinem Eintritt. Mit einer Art von heiligem Schauer wandelst du zwischen den ungeheuren Säulen fort. Es ist dir, als ob du in einem dunkeln, den ernsten Göttern geweihten Haine gingest, und die Kunst spricht dich hier eben

so laut und rein um Anbetung an, als die Zweige und Blätter der Bäume. Nichts von dem Vielen, was man zur Zierde anzubringen suchte, tritt vor das Auge; alles verschwindet in dem großen Ganzen, und befängt das Gemüth, wie ein enges Thal zwischen kühnen Gebirgen, auf denen dunkle Wolken ruhen. Nur aus der Ferne schimmert dir ein Licht entgegen; nur hier und da scheint die Sonne durch die Wolken durchzubrechen, und die gemahlten Fensterscheiben des Chors ahmen die regen Farbenspiele der Natur nach. Gestalten bewegen sich durch die ungeheuren Gänge; aber sie scheinen nicht hierher zu gehören, so klein sind sie; und, wie groß auch die Menge ist, du fühlst dich dennoch in ernster Einsamkeit.

So war es mir wieder, und ist es mir vor sieben Jahren gewesen, als ich zum erstenmal in dieses Haus trat. Was ist alle Kunst gegen die Werke der Architektur! wie leicht möchte dieser Tempel der Tausende von Bas-

reliefs entbehren, die er aufnehmen mußte, wie gern der vielen Gemählde ermangeln, mit welchen man ihn zu schmücken suchte! Hier ist alles zu klein; Andacht allein, und würdige Gesinnungen, die sie weckt, sind seine Zierde. Nur der Gedanke mag ihn ausfüllen, nur die Phantasie ihn noch verschönern; alles andere ist eitel Bemühen, und wird dem Ganzen nur Eintrag thun.

Es war gerade die Zeit, in welche die Jahresfeier des heiligen Carlo Borromeo, des Beschützers der Stadt fiel. Die unterirdische Kapelle war darum den Gläubigen eröffnet, und der krystallene Sarg, welcher seinen Leichnam enthält, konnte von Jedermann betrachtet werden. Es war mir lieb, den ernsten Eindruck, den der Dom auf mich gemacht hatte, hier an den Gebeinen eines der würdigsten Menschen zu nähren, welche je den Heiligenkranz errungen haben. Carlo Borromeo ist ein Heiliger in der schönsten Bedeutung des Worts, weil er der beste Mensch,

der frömmste Priester, der treueste und sorgfältigste Vater seiner geistlichen Kinder, und der wärmste Beförderer des Guten im Wissen und Leben war. Was braucht es der vielen Gemälde und Basreliefs, die seine Thaten darstellen? Ist denn ein Mann nur groß, wenn man nicht begreifen kann, was er geleistet? — O dann werden wir ihn nie nach Verdienst zu schätzen vermögen!

Bekanntlich sind die Außenwerke des Doms nie vollendet worden, und hatte man auch wirklich den Gedanken aufgegeben, an ein Werk, das von einer kühnern Vorzeit begonnen wurde, die letzte Hand anzulegen. Dem Blicke des Mannes, welchem nichts entgeht, und nichts zu schwer ist, war es vorbehalten, der Vergangenheit diesen Tribut der Achtung zu entrichten, und ein Werk zu beendigen, das zwar nicht seinen Namen, aber viele der Menschenalter überleben wird, deren Schicksale er bestimmt hat. Wirklich wird mit allem Eifer auf Napoleons Befehl fortgebaut, und

alles nach Möglichkeit im Geschmack des Ganzen gearbeitet. Auch das Material ist das nemliche: ein weißer Marmor aus den Gegenden des Lago maggiore, welcher schon vor Jahrhunderten zu diesem Zweck gebrochen wurde.

Das schönste Denkmal des hohen italienischen Geistes vergangener Zeiten und das rühmlichste von Aufopferung seiner selbst für Zwecke der Menschenliebe in unsern Tagen, ist das große Hospital. In diesem einzigen Gebäude vereinigte der Herzog Francesco Sforza alle die kleinen Hospitäler der Stadt, und stattete es mit einem Aufwand, einer Pracht und Dauerhaftigkeit aus, welche das Charakteristische aller altitalienischen Bauten sind. Eine Façade, die eines fürstlichen Pallastes würdig wäre, ladet zum Besuch ein. Durch dieselbe tritt man in einen großen, viereckigten Hof, welcher rings mit schönen Säulenhallen umgeben ist. Sieben andere Höfe der Art sind gleichfalls mit den Kranken- und Oekonomie-Gebäuden eingefaßt, und hinten schließt sich noch ein Findelhaus und

ein Irren-Hospital an. Die Krankenzimmer sind lange, sehr hohe Gänge, durch welche die Betten an beiden Seiten hinunterstehen, und wo von allen Seiten Fenster zum Durchzug der frischen Luft sind. Wirklich verspürt man auch nicht den geringsten üblen Geruch; das milde Klima erlaubt häufiges Öffnen der Fenster und Thüren; aber für manche Kranken dürfte es denn doch wohl zu luftig seyn. Die Betten sind so ziemlich reinlich, und die Zimmer werden jeden Tag ausgekehrt; die Nahrung ist hinlänglich und gut, die Aufsicht sorgfältig, und die Bereitwilligkeit, womit man Kranke aller Art, jeder Nation und jedes Glaubens aufnimmt, des Geistes der wahren christlichen Religion würdig.

Die verschiedenen Kranken sind in einzelne Säle vertheilt, und diese wieder für die beiden Geschlechter getrennt. Im Ganzen sind der Betten nahe an vier Tausend, und der dienenden Personen gegen fünfhundert. Niemand zahlt das Geringste für seinen Aufenthalt; man

bedarf keiner andern Empfehlung, als des Zeugnisses seiner Armuth, das von einem Pfarrer der Diöcese, in die man gehört, ausgestellt wird. Gegenwärtig sind nahe an zweitausend Personen hier, und es ist leicht zu erachten, daß die Einkünfte der Anstalt, welche nahe an einer Million Gulden betragen, nicht zureichen. Das Hospital ist daher auch unaufhörlich verschuldet, und bedarf der Unterstützung der Regierung, um nicht nach und nach in seinen Finanzen unterzugehn.

Manchmal hat diese Anstalt natürlich durch Vermächtnisse einen Zuwachs erhalten, und auf gleiche Weise überhaupt durch ihre jetzige Ausdehnung gewonnen. Wenn aber die neuere Zeit seltener die auffallenden Beispiele von Privatwohlthätigkeit aufzuweisen hat, wie die alte, so erfuhr doch dieses Hospital noch erst vor Kurzem, daß auch in unsern Tagen große Aufopferungen für das allgemeine Beste möglich sind. Der Doktor Macchi, welcher nichts, als ein bloßer Advokat war, und vor etwa zehen Jahren

gestorben ist, hatte durch ungeheure Sparsamkeit ein Vermögen von mehr, als einer Million Gulden erworben, und vermachte es ganz dem Hospital mit der Bedingung, noch einen Flügel anzubauen, welches auch geschehen ist. Alle seine Lebensfreuden hatte er seinem großen Zwecke aufgeopfert; niemand kannte den Umfang seines Vermögens, niemand den Plan, den er damit hatte. In Vieler Augen galt er für einen Geizigen, und auch das Portrait, welches ich von ihm gesehen habe, scheint einen Karakter der Art zu verrathen. In seinem Innern aber lebte in stiller Verborgenheit und edler Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil ein hohes, menschenfreundliches Gemüth, das des Danks seiner Zeitgenossen entbehren konnte.

Mit diesem Hospital ist, wie billig, eine Bildungs-Anstalt für junge Aerzte verbunden, welche schon manchen vorzüglichen Mann hervorgebracht hat. In neuern Zeiten wurde durch Moskati ein chemisches Laboratorium hinzugefügt, das in sehr gutem Stand ist. Ueber-

haupt erkennt sich überall in diesen Gebäuden ein edler Aufwand und eine uneigennützige Beabsichtigung des Guten und Nüzlichen, welche sehr vortheilhaft für die Regierung des Landes zeugen.

Ein Gleiches ist auch in dem Zuchthaus (Casa di Correzione) der Fall. Es steht ganz einzeln mitten unter Gärten, und ist ein so geräumiges, in so guten Formen gebautes Haus, daß man alles andere, eher, als den Aufenthalt von Verbrechern, in demselben vermuthen sollte. Auch entspricht das Innere des Gebäudes, so weit dies bei seiner Bestimmung möglich ist, dem Äußern, und die Gefangenen sind so gesund und bequem beisammen, wie ich es noch nirgends gesehen habe.

Ich habe meine Leser nun an zween Orte hingeführt, deren Besuch aber nicht sehr angenehm ist. Allein überall, wo ich hinkomme, sind Hospitäler, Strafhäuser und Unterrichts-Anstalten die ersten Besuche, die ich mache, weil ich überzeugt bin, daß sich nirgends so deutlich,

wie in diesen Einrichtungen, der Geist einer neuen Regierung erkennt; wie himmelweit sind diese hier von andern des südlichen Italiens verschieden, und welche guten Begriffe erwecken sie von einer Regierung, der das Wiederaufleben Italiens vorbehalten war! Freilich kann ich das nicht mit gleicher Bestimmtheit von der Universität der Brera sagen; indem sich eine solche Anstalt nicht blos nach einigen Besuchen beurtheilen läßt. So viel hab' ich indeß gesehen, daß das Material zu Allem vorhanden ist, was die Wissenschaften bedürfen, und daß sich Alles, zwar sehr gut gehalten, doch in einem Zustand befindet, dem man wohl ansieht, daß es nicht zum bloßen Prunke, sondern zum Gebrauche hier ist. Ueberdies besitzt das Königreich Italien in jedem Fache sehr vorzügliche Männer, welche sich zum Theil hier gebildet haben, und sind die Lombarden unter allen Italienern allein mit dem Geist der Zeit fortgeschritten. Auch erkennt sich die größere, wissenschaftliche Betriebsamkeit in den vielen Buchläden der Stadt und in einzel-

nen Unternehmungen derselben. Das Größte, was der italienische Buchhandel vielleicht seit der Revolution zu Tage gefördert hat, geschieht in Mailand, und ist die Sammlung der italienischen Klassiker, so wohl in gebundener, als in ungebundener Schreibart. Bereits sind etwa 150 Bände erschienen, und die ganze Anzahl derselben wird weit über 200 steigen. Freilich ist man hier der Bedeutung des Worts Klassiker gefolgt, wie sie einmal von den Italienern angenommen ist, und bezieht sich dieser Ausdruck blos auf die Reinheit der Sprache, und nicht auf den Geist der Werke selbst. Indeß ist doch keins darunter, welches nicht immer seinen eigenen, wenigstens historischen, Werth hätte, und sind besonders die Geschichtschreiber nach den besten Ausgaben und Handschriften mit den nöthigen Anmerkungen und sonstigen Notizen abgedruckt Von jedem Schriftsteller ist ein gut gestochenes Portrait beigefügt, und Druck und Papier sind überhaupt so schön, als man es nur immer wünschen mag. Die Subscription be-

trägt für jeden Bogen vier Soldi, und bleibt noch immer offen, so stark bis jetzt auch der Abgang des Werks gewesen ist. Die ganze Sammlung schließt mit dem Jahr 1700, und was über diese Zeit geht, soll blos eine Auswahl der besten dramatischen Dichter der Nation werden.

Ich ließ mich nach der Kirche der Madonna delle grazie führen, neben welcher in dem Refektorium des ehemaligen Klosters das berühmte Abendmahl des Lionardo da Vinci auf der Mauer gemalt ist. Wie wenig hat die Zeit das schöne Kunstwerk geschont! Nur einige Menschen-Alter werden noch die schwache Spur davon sehen, die das jetzige schon mit Mühe sucht. Man muß den entferntesten Standpunkt nehmen, um nur noch den Eindruck des Ganzen zu erhalten; denn das Einzelne ist so übel mitgenommen, daß man es kaum mehr erkennt. Der große Saal, in welchem es sich befindet, diente lange zu einem Pferdestall, wo sogar Feuer angemacht wurde. Außerdem ist gerade die Wand, die das Gemälde enthält, der

Feuchtigkeit am meisten ausgesetzt, und ist es schon einmal ganz weiß übertüncht worden — lauter Umstände, die es beinah unbegreiflich machen, wie nur so wenig davon übrig bleiben konnte.

Der Vice-König hat Befehl gegeben, das Kunstwerk in seinem ganzen Umfang in Oelfarben zu kopieren, um es nachher in Mosaik — worin hier bekanntlich auch gearbeitet wird — auszuführen. Ich fand den Maler Bossi, welcher den Auftrag dazu erhalten hatte, und sah seinen Karton mit dem angefangenen Oel-Gemälde. Lezteres war erst untermalt, und ich kann daher blos über den Karton urtheilen, der mir sehr wohl gefiel. Nur schien mir der Ausdruck im Gesichte des Johannes verfehlt; so wie dies bei allen Kopien der Fall ist, die mir noch davon zu Gesicht gekommen sind. Er hat auch in dem Originale selbst etwas so fadsüsses, das vielleicht der einzige Vorwurf ist, den man dem Kunstwerk machen kann. Die Kopisten alle scheinen dieses Gefühl zu haben, und jeder legte

etwas in diesen Kopf hinein, das nicht von da Vinci kam. Morghen's Blatt ist von diesem Fehler so wenig als von andern Untreuen, frei; aber unter allen, welche dieses Bild gezeichnet haben, ist Rubens wohl am frechsten damit umgegangen. Sein radiertes Blatt ist freilich seines großen Namens nicht unwürdig, aber es enthält beinahe keine Spur vom Originale mehr, und könnte eben so gut aus dem Gedächtniß gezeichnet seyn. Wahrlich, es ist schwerer, gut zu kopieren, als man glauben mag! Köpfe vom ersten Range geben sich selten damit ab, und legen, wenn es auch geschieht, zuviel Eigenes in die Nachbildung; und für die vom zweiten bedarf es wieder ein eigenes, vielfach ausgebildetes, Talent, welches nicht sehr häufig gefunden wird.

Zu einer andern Jahreszeit, als der jetzigen, ist Mailand ein sehr angenehmer Ort. Eine Bevölkerung von etwa 130,000 Menschen, in einer fruchtbaren lombardischen Ebene vereinigt, reicht für alle Launen des Lebensgenusses hin.

Wirklich ist auch an nichts Mangel, und leben die Mailänder im Ganzen so behaglich, als es in irgend einer großen Stadt von Europa geschehen kann.

Das vorzüglichste öffentliche Vergnügen aller Italiener ist das Theater. Mailand zählt deren nicht weniger, als sieben, und unter diesen eins von erster Größe. Dies ist das Theater della Scala, welches 1778 von Piermarini geendiget wurde. Ein zweckmäßiger eingerichtetes Gebäude, als dieses, habe ich nirgends gesehen. Seine Form ist ein weitausgeschweiftes Oval, welches sechs Reihen Logen über einander enthält. Jede hat ihr Vorzimmerchen und seidene Vorhänge, welche in ihrer Farbe zwischen grün und gelb abwechseln. Die Verzierungen sind einfach, aber geschmackvoll, der Plafond in Felder abgetheilt, welche die neun Musen, und in ihrem Mittelpunkte ein, dazu passendes, Gemälde zeigen. Auf beiden Seiten des Proscenium's stehen zwo korinthische Säulen, die das Gebälke tragen, und über

diesem ist eine Uhr befestiget, deren Nummern transparent sind, und vom Innern beleuchtet werden. Die Szene selbst ist ausserordentlich geräumig, und gestattet die pompösesten Züge. Der Logen sind über vierhundert.

An das Theater stoßen Gesellschaftssäle, in welchen unaufhörlich gespielt wird. Diese sind verhältnißmäßig besuchter, als das Theater selbst, welches ich immer ziemlich leer gefunden habe. Faro und ähnliche Spiele beschäftigen hier die müßige Klasse, und es wird im Ganzen sehr hoch gespielt. Frauenzimmer bemerkte ich übrigens keine an diesen Tischen. Allein ich schloß daraus gar nicht auf geringern Spielgeist derselben; denn die engern Zirkel befinden sich in den Vorzimmern der Logen, welche, nach italienischer Sitte, zum Berührungspunkt der Gesellschaft dienen, und wo man Besuche gibt und empfängt.

Dieses Theater hat in neuern Zeiten den Ruf erhalten, das vorzüglichste in Italien zu seyn, und verdient ihn in der Regel auch wirk-

lich. Die Liebhaberei der Einwohner für theatralische Belustigungen und die starken Einnahmen von den Spieltischen gestatten eine Bezahlung, welche selbst mit den brittischen Anboten zuweilen wetteifert. Da indeß jede Jahrszeit (jedes Vierteljahr) die Truppen wechseln, so ist es natürlich, daß die Subjekte nicht immer gleich gut seyn können. Ueberdies wird auch im Herbste, wo sich die große Welt meistens auf dem Lande befindet, am wenigsten auf das Theater verwandt, und dies ist auch der Grund, warum die Opera gegenwärtig so mittelmäßig ist. Die erste Sängerin hat zwar Grazie in Gestalt, Bewegung und Gesang; aber weder Höhe noch Tiefe, noch Umfang, noch Biegsamkeit. Ueber die übrigen Sänger mag ich kein Wort verlieren. Desto besser ist das Ballet, in welchem der Franzose Titus und die ewig jugendliche Monticini einander zu übertreffen suchen. Und so jugendlich schön, so bacchisch Titus Gestalt ist, so wird er, meinem Urth il nach, doch von der, schon sehr gealterten, Monticini über-

troffen, welche in ihrem Tanz so viel Geist und Phantasie ausspricht, daß alles bei ihr zur lebendigsten Darstellung aus einer Feenwelt wird, in welcher die höchste Kunst das gewöhnliche Leben ist. Minder zufrieden bin ich mit den Dekorationen, welche egyptische Szenen malen sollen, und den großen egyptischen Geschmack in so kleine Formen zwängen, daß es ein Gräuel ist, so was nur ansehen zu müssen.

Nach gleichem Plane, aber nur in weit geringerem Umfang, als das Theater della Scala, ist das della Canobiana, gebaut. Es ist gegenwärtig von einer französischen Truppe, unter der Direktion der Madame Raucourt, besezt, und wird stark besucht. Das Theater Carcano ist geschlossen, und sonst eins der vorzüglichsten, dessen Architektur von Canonica sehr gerühmt wird. Klein und schmuzig, und nur von Leuten des zweiten und dritten Rangs besucht, ist Lentasio, auf welchem ich die Truppe Maldotti verschiedene schlechte Stücke sehr schlecht spielen sah. Ein Gleiches ist bei der

Truppe Verzura der Fall, welche Sta. Radegonda inne hat. Aecht national ist das Theater von S. Girolamo, wo Marionetten und der beliebte Policinell ihr Wesen treiben. Zu allen diesen Schauspielhäusern kommt noch das der Filodrammatici, (sonst das patriotische Theater) auf welchem eine Gesellschaft von Liebhabern zuweilen die auserlesensten Stücke des italienischen Theaters auf eine würdige Art aufführen. Hier mag sich die italienische Schauspielkunst noch am reinsten finden; denn auf den andern Theatern hat der französische Geschmack bereits sehr nachtheilig gewirkt.

Ausser den Theatern sind die schönen Spaziergänge Vortheile, welche, außer Florenz, keine Stadt Italiens besitzt. Die Villa Bonaparte ist eine, sehr schöne, geräumige, mit allen Bequemlichkeiten versehene Anstalt, in welcher an Kaffehäusern und Restaurateurs kein Mangel ist. An sie schließen sich die schönen Alleen des Giardino publico, welche sich bis an das Foro Bonaparte hinziehn, das nun

auch mit Bäumen überpflanzt ist. Eine Menge freundlicher Spaziergänge finden sich noch auf allen Seiten der Stadt, und ziehen sich größtentheils an Kanälen fort, die auf allen Seiten die lieblichsten Prospektiven eröffnen.

Noch muß ich eines Vorzugs von Mailand erwähnen. Er betrifft das Straßenpflaster, welches im Ganzen aus kleinen, oval-abgerundeten Steinen besteht, deren spitzige Seite in die Höhe gekehrt ist. Offenbar befindet sich der Fuß hierbei eben nicht zum Besten; allein man hat auf eine zweckmäßige Weise damit geholfen, daß man durch alle Strassen eine, oder mehrere Parallel-Linien von großen Granit-Blöken — je nach der Breite der Straßen — hingepflastert hat, auf welchen die Wagen ganz sanft weggehn, ohne das, sonst so beschwerliche Geräusche zu machen, und wo auch die Fußgänger sehr bequem wandeln. Ueberhaupt wird der Granit hier viel zum Bauen, besonders bei Treppen u. d. gl. gebraucht, und die gewöhnliche Gattung desselben, il Migliarolo, am Lago

maggiore gebrochen. Es befinden sich hier mehrere Sägemühlen, die ihn verarbeiten, und oft die schönsten Säulen daraus verfertigen.

III.

Aufenthalt in Turin im Herbst 1807.

Die Reise durch die Lombardie ist für den aufmerksamen Beobachter von mannichfaltigem Interesse. Eine unübersehbare Ebene, in zahllose Felder abgetheilt, die rings mit Bäumen umgeben sind, zwischen denen sich beinah überall Rebenketten hinziehen; von einer Menge von Kanälen durchschnitten, welche theils zur Bewässerung, theils zur Schiffahrt dienen; übersät mit vielen, ziemlich ansehnlichen, Städten; auch die so oft gerügte Einförmigkeit der Ansichten mit eingerechnet, muß es hier dem Menschenfreunde wohl werden. Ueberall erblickt man nichts, als Wohlstand, der den Reisenden aus

den behaglichen Gesichtern, den bequemen Wohnungen, den herrlich angebauten Feldern und dem starken Verkehr auf den Straßen entgegen lacht. Wenn das Wetter auch noch so schlecht ist, wie es bisher auf meiner Reise der Fall war, so sind die Wege doch überall gut, und findet man sich nur hie und da durch ausgetretene Flüsse aufgehalten. Aber auch diesem Uebel wird mit der Zeit wohl abgeholfen werden. Denn die Regierung thut hier für die Straßen so viel, als ausser Frankreich wohl in keinem Staate des festen Landes von Europa geschieht. Nicht genug, daß für die beste Unterhaltung derselben auf das Zweckmäßigste gesorgt ist, so sucht man den Unbequemlichkeiten des Lokals überall abzuhelfen. Wo sich die Straße z. B. nuzlos krümmt, wird sie in gerader Linie von einem Orte zum andern gezogen, und es springt in die Augen, wie viel Land man auf diese Weise gewinnt, und wie sehr die Kosten dadurch, und durch die Verminderung der Ausgaben für ihre Unterhaltung, ersetzt werden. Auf dem

Wege von Mailand bis hieher habe ich wohl zwanzig Stellen gefunden, an welchen diese Arbeit gerade verrichtet wurde, und andere sind mir nicht aufgefallen, weil alles bereits geschehen war. Eben so sorgfältig suchte man den, freilich seltenen, Unebenen zu begegnen, da, wo die Straße zu niedrig lief, sie oft um 6 – 10 Fuß zu erhöhen, und wo sie zu steil aufstieg, durch Abhebung der Höhe und Ausfüllung der Tiefen, ebenes Land zu gewinnen. Ich weiß nichts, worin sich der Geist einer Regierung uneigennütziger und edler darstellt, als in solchen Anstalten, in welchen unser Zeitalter oft die größten Werke der Römer übertrifft.

Ich habe mich bis hieher nirgends aufgehalten, als wo es seyn mußte, nemlich in Chivasco, da uns der angeschwollene Orco mehrere Stunden lang den Uebergang verbot. Das Klima war hier sehr mild, unerachtet die Aussicht auf mehrern Seiten durch beschneite Gebirge eingeschlossen war. Immer neu und überraschend bleiben solche Südgegenden, die sich nahe

an ewigen Winterbergen hinziehen, und von diesen im Grunde alle Mittel ihrer Existenz, nemlich die Bewässerung, erhalten. Ohne sie würde die Lombardie kaum bewohnbar seyn. Sie wäre ein seichtes, stinkendes Sumpfland, welches nur kranke Menschen und Gewild nähren könnte; so aber haben die alten Berge, die großen Trinkschaalen der drei Seen, die mächtigen Ströme und die klaren Bäche gefüllt, an welchen die glücklichen Menschenwohnungen angesiedelt sind.

Nach sieben Jahren habe ich Turin nun wieder gesehen, und bin, des schlechten Wetters ungeachtet, nicht ungerne hier. Die Regelmäßigkeit der Bauart thut dem Auge für ein paar Tage recht wohl, muß aber, bei längerem Aufenthalt, nothwendig ermüden. Offenbar ist man hier nicht völlig zweckmäßig verfahren, und hätte man den Straßen eine größere Breite geben sollen. Denn da die Häuser durchgängig sehr hoch sind, so mangelt es den niedrigen Stöcken an gehörigem Licht, dessen man in

Italien den Sommer über freilich leicht entbehren kann.

Die 80,000 Einwohner dieser Stadt machen den engen Raum, auf welchem sie steht, sehr lebhaft. Indeß erkennt man doch, daß sie das nicht mehr ist, was sie war, und daß z. B. die Buden der Luxusartikel in offenbarem Mißverhältniß mit der Bevölkerung und dem Reichthum stehen. Beinahe alle Hauptstraßen sind mit ihnen angefüllt, und die ausgehangenen Waaren beweisen, daß hier Vieles und Kostbares verkauft wird. In die Länge kann das aber natürlich nicht dauern, und Turin, das jezt so ziemlich das Ansehen einer Hauptstadt hat, wird in einigen Menschenaltern gewiß das einer Provinzialstadt gewinnen, die sich nur durch Industrie, nicht durch große Geldsummen, welche von Müßigen in Umlauf gebracht werden, aufrecht zu halten vermag.

Bekanntlich ist diese, was die Seidenarbeiten betrifft, nicht gering, wird aber doch durch die Nähe des betriebsamen Lyon's, besonders

seit der Vereinigung Piemonts mit Frankreich, etwas gehemmt. Mehrere brave Männer haben Vorschläge zu andern Industriezweigen gemacht, die neben der Seide wohl bestehen könnten, und besonders den Hanf- und Flachsbau empfohlen. So viel ich indeß erfahren konnte, sind diese Vorschläge noch nicht zur umfassendern Ausführung gekommen, und dürften wohl einer Zeit entgegen harren, da der erwünschte Seefrieden alle vortrefflichen Anstalten der französischen Regierung unterstützen wird.

Außer der Schönheit seiner Lage besizt Turin wenige Merkwürdigkeiten der Kunst und der Natur. Das veränderte Schicksal Piemonts hat dieser Stadt natürlich in manchen Rücksichten sehr wehe gethan, und die bessern Köpfe ziehen sich nach und nach in die große Hauptstadt Frankreichs zusammen, wo jede Geisteskraft den angemessensten Spielraum findet. Merkwürdig ist es indeß, und den Geist der vorigen Regierung nicht ganz rühmlich bezeichnend, daß aus all' den großen architektonischen Werken ein

so schlechter Geschmack hervorleuchtet. Einer der am meisten gebrauchten Baukünstler war der Pater Guarini, der seine Bizarrerien für Genialität hielt, sie seinem Zeitalter dafür verkaufte, und dem Neuen, das in der Architektur selten das beste ist, das Schöne und Edle aufopferte. Von ihm ist z. B. der Pallast Carignan, die Kapelle des heil. Schweißtuchs im Dome u. dgl. mehr, welche zwar allen Aufwand der Unternehmer, aber auch die schlechte Wahl des Künstlers bezeugen. Von sonstigen Kunstwerken dürfte le Gros heil. Therese, in der Kirche St. Christina wohl das merkwürdigste seyn; indem sie für eine der besten Arbeiten dieses Künstlers gilt, von welchem man außer Frankreich und Italien nirgends etwas findet.

Die Vereinigung Piemonts mit Frankreich ist in Rücksicht auf die Sprache bereits sehr wirksam geworden. Beinahe jedermann spricht französisch, und die beiden Sprachen vermischen sich in dem Munde des gemeinen Mannes auf die lächerlichste Weise. In Gasthöfen, Kaffee-

häusern, bei den Restaurateurs geht alles auf französischen Fuß, und bei den vielen Buchhändlern der Stadt findet man weniger italienische, als französische Schriften. Natürlich ist leztere die Sprache aller öffentlichen Verhandlungen, und wird darum das Bedürfniß, sie zu verstehen, um so dringender. Zum Verwundern ist es aber, wie schnell das Volk in dieser, gewiß nicht leichten, Veränderung vorwärts geschritten ist; denn, wenn es in diesem Verhältniß fortgeht, so wird die italienische Sprache nach zwanzig Jahren nur noch das Eigenthum alter Leute seyn.

Wenn man in guter Jahrszeit hierher kommt, so muß man ja nicht unterlassen, die merkwürdigen Umgebungen dieser Stadt zu besuchen. Vor allen Dingen aber mache man einen Gang nach der schönen Kirche della Superga, welche in einer Entfernung von nicht ganz zwo Stunden auf einem Hügel ruht, von welchem man die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend genießt. Die Architektur ist von Giuvara.

Niemand wird es sicherlich bereuen, die Kuppel dieses Gebäudes bestiegen zu haben. Das Schicksal des schönen Landes, welches er übersieht, wird auf eine merkwürdige Weise mit dem prächtigen Dom, auf dem er steht, kontrastiren. Er wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts für die Befreiung Turins, das von den Franzosen belagert war, vom König Victor Amadeus gebaut, und bewahrt die Asche der Könige von Sardinien. Trotz aller Revolutionswuth, die sich in Sardinien zutrug, sind die unschuldigen Reste der ehemaligen Herrscher verschont geblieben, und liegen stille und alles ihres Schmuckes ledig in den Gewölben des Gebäudes. Lebendiges Bild des Schicksals der Staaten und Herrscher! Wo ihr aber die Triumphe eurer Siege feiert, da wandeln nach einem Jahrhundert diejenigen siegreich umher, von denen ihr eure Lorbeeren errungen habt!

Turin hat drei Theater. Das größte unter ihnen, und das größte in Europa überhaupt, wie man sagt, welches nach dem Plane des

Grafen Alfieri — den man indeß ja nicht mit seinem Verwandten, dem Dichter dieses Namens verwechseln muß — erbaut wurde, und den meisten größern Schauspielhäusern Italiens zum Muster gedient hat, ist gegenwärtig nur zur Karnevalszeit offen. Das zweite ist das Theater von Carignan, auf welchem ich eine komische Opera und ein Ballet gegeben sah. Jene wurde wirklich besser aufgeführt, als die ich im Theater della Scala in Mailand gesehen hatte, und auch das Ballet dürfte sich mit dem Mailändischen messen. Die ersten Tänzer Italiens sind gegenwärtig beinahe durchgängig Franzosen, und die Tanzkunst dieses Landes gewinnt offenbar dadurch, wenn gleich in Frankreich selbst die Zeit des großen Styls in derselben vorüber seyn dürfte. Das Mailänder Ballet spielte in Egypten, und das hiesige in China. Zu welchen Ländern wird man am Ende noch seine Zuflucht nehmen müssen, wenn auch an diesen die Liebhaberei gesättiget ist? Bietet das Alterthum nicht Reich-

thum genug an Szenen für die höhere Tanzkunst an, und wo dürfte das Auge mehr Reiz finden, als in der Zeit der schönsten Menschennaturen, der edelsten Architektur, der lieblichsten Phantasien, und der einzigen Periode der Menschheit überhaupt, an welche wir Alles, was schön und groß ist, anzuknüpfen gewohnt sind?

Auf dem kleinen Theater des Argennes wurde wiederholt gegeben: il gran trionfo di Teodosio, ein Spektakelstück, so sehr es nur immer für den Umfang des Hauses möglich war. Stücke der Art haben sich heutzutage überhaupt des italienischen Theaters zu sehr bemächtiget, und verändern das Schauspiel, das die Schule des Lebens seyn sollte, in ein bloßes, gedankenloses Sinnenwerk, dessen Grenze bald gefunden seyn wird, und das sich darum auch bald wieder zerstören muß.

Um diese Nachrichten über Turin einigermaßen zu beleben, will ich den Leser mit einem merkwürdigen, hier gedruckten Büchelchen be-

kannt machen. Es hat den Titel: Raccolta di motti brighelleschi arguti, allegorici e' satirici di Atanasio Zannoni ricovretti ed aumentati da Alfonso Zannoni, suo figlio. Torino 1807, und enthält gleichsam den Geist beider Männer, die als komische Schauspieler in Stegreif-Stücken lange auf dem italienischen Theater geglänzt haben. Wirklich ist dieses Werkchen eine reiche Fundgrube für die dramatischen Dichter unserer Zeit, die so gerne witzig seyn möchten, und denen der Witz, nach seiner alten, schon von Sterne bemerkten, Laune, nicht erscheinen will, und wenn sie ihm auch Königreiche versprächen. Ich will zum Schluß einige dieser Gedanken unter den mehreren Tausenden ausheben:

„Macht man einmal Spitzbubenstreiche, so muß man viele und große machen; denn Oekonomie ist in diesem Fache Thorheit."

„Sein Degen ist wie ein ehrbares Mädchen. Er sträubt sich lange, ehe er sich sehen läßt."

„Der arme Mann! Er ist ein Straßen-

räuber geworden, um seiner Physiognomie kein Unrecht zu thun."

„Seine Schulden haben ihn zu einer Art von Stern gemacht, der sich nur bei Nacht sehen läßt."

„Sie kommen gerade recht, mein Freund! wie die Maulschelle für die Unverschämten."

„Der Frauen Schönheit ist wie Achilles Spieß, sie verwundet und heilt."

„Diese Sitte ist so alt, als die Gewohnheit, die Schulden nicht zu bezahlen."

„Seine Nase ist offenbar nicht im lakonischen Styl gebaut."

„Zwischen dem Menschen und dem Tod ist das beste Verhältniß. So lange wir leben, ist der Tod nicht; sind wir todt, so leben wir nicht mehr."

„Man fängt mehr Fliegen mit einem Tropfen Honig, als mit einem ganzen Faß voll Essig."

„Von einer dicken Frau: „Man kann sie, wie das alte Silber, dem Gewicht nach kaufen, ohne auf die Form zu sehen."

„Ein häßlicher Mensch sagt: ich bin wie die Börsen der Geizigen, von außen schmutzig, aber von innen voll blanker Schätze."

„Lassen Sie's nicht lange anstehen zu heirathen; es könnte Ihnen sonst gehen, wie Ihrer Mutter, welche ledig gestorben ist."

„Die Thorheit ist eine Krankheit, die man mit dem Stock heilen kann."

„Fehler sind, wie die Gerüche; der, welcher sie an sich hat, bemerkt sie immer zulezt."

„Von einem Gefangenen: Bei seinem Tod schnitt die Parze den Faden nicht ab, sondern sie machte einen Knoten."

IV.

Reise von Turin nach Lyon, in der ersten Hälfte des Novembers 1807.

Ich hatte mir vorgenommen, von Mailand aus über den Simplon nach Genf zu gehn, und von da erst den Weg nach Lyon einzuschlagen. Die, zu sehr vorgerückte, Jahrszeit machte aber meinen Entschluß unausführbar. Zuverläßigen Nachrichten zu Folge war jenes Gebirge nicht mehr den Wagen zugänglich. Die ungeheure, vielleicht in der Geschichte einzige, Arbeit, welche die französische Regierung auf diese Straße verwendet hat, ist noch nicht geendigt. Was während der Zeit möglich war, hat man gethan, und eine Armee würde jetzt weit nicht mehr dis-

selben Schwierigkeiten beim Übergang über den Simplon finden, die sich ihr sonst entgegengesetzt hatten. Allein es ist noch viel zu thun übrig, und es bedarf wohl die Anstrengung mehrerer Jahre, um die Reise über dieses Gebirg, selbst in guter Jahrszeit, zu einer gewöhnlichen Tour zu machen.

Ich sah mich daher genöthigt, über Turin, und von da über den Mont-Cenis nach Chambery zu gehn, und ich bereue diese Veränderung, zu der ich mich so ungern entschlossen hatte, gar nicht. Als ich vor sieben Jahren diese Straße von Genf aus machte, war es im höchsten Sommer. Dem ungeachtet mußten die Wagen in Lanslebourg zurückbleiben, und die Reisenden auf Maulthieren die beschwerlichsten Bergpfade empor und wieder herabmachen. Nun ist es anders. Ich kam bei sehr schlechtem Wetter, unter heftigem Schneegestöber Abends um zehn Uhr in Susa an. Unterwegens waren mir schon große Lastwagen begegnet, welche den Berg zurückgelegt hatten. Andere waren im

Begriff, sich ihm zu nähern, um den Weg am folgenden Tage zu machen. Der Kourier, mit welchem ich reißte, durfte natürlich nicht säumen, und wir fuhren, nachdem die Pferde gewechselt waren, weiter.

Die ehemalige Straße führte von Susa über Novalesa den Berg hinauf, und war eben so mühsam, als gefährlich. Sie zog sich in ganz kurzen, äußerst spitzigen, Winkeln zikzak in die Höhe, war sehr schmal und steil, und auf der einen Seite beinah überall durch Abgründe Grausen erregend. In guter Jahrszeit hatte man nun freilich nicht leicht etwas zu fürchten; im Herbst und Frühjahr aber, wo der Schnee nicht fest liegt, lößten sich oft große Massen desselben von den Höhen ab, und werfen sich gerade auf die Straße. Wen diese ergreifen, der war ohne Rettung verloren. Eben so gefährlich war es bei starken Winden, welche auf solchen Gebirgen natürlich sehr häufig sind, ganze Wolken von Schnee abheben, und diesen mit einemmal über den Reisenden ausschütten, daß er, wenn

auch nicht von ihm bedeckt wird, doch wenigstens den Pfad verliert, und plötzlich in den Abgrund stürzt. Diese Gefahr ist nun bei weitem nicht mehr so groß, indem sich die Straße jetzt auf einer andern Seite in schönen Schlangenlinien nach und nach an dem Berge emporzieht, und so breit ist, daß man sie nicht leicht verlieren kann. Die Senkung derselben ist auf beiden Seiten so allmählig, daß man überall im stärksten Trotte herabfahren kann, ohne das geringste fürchten zu dürfen, und beinah mit gleicher Schnelligkeit hinaufkömmt, ohne die Pferde zu sehr anzugreifen. Aber wie vieler Anstrengung, wie vielen Aufwands von Geld und Einsicht bedurfte es, bis die Sachen auf diesen Punkt gebracht waren! Schon sind es drei Jahre, seit man angefangen hat, und noch ist nicht Alles dahin gelangt, wohin man es führen will. Das erste Jahr arbeiteten 3000 Menschen, so lang es die Jahrszeit erlaubte, unaufhörlich. Die Kriege, welche dazwischen kamen, verminderten sie auf 2000, und im ver-

gangenen Sommer sollen nur noch 800 beschäftigt gewesen seyn. Indeß ist das Schwerste geschehen, und dessen war sehr viel. Größtentheils mußte man auf der einen Seite des Wegs entweder Felsen sprengen, um neben dem Gebirg hin Raum zu gewinnen; oder den Abhang durch Mauern erhöhen, und diesen mit Steinen ausfüllen. Eine Menge von Klüften, welche die Bergseiten überall durchschneiden, und im Sommer reißende Gießbäche oder Steinströme herabwälzen, waren neue Hindernisse, die man nur durch den Bau von Brücken besiegen konnte. An einer Stelle widerstrebte das Lokal der Unternehmung so hartnäckig, daß man sich genöthigt sah, die Straße mittendurch ein Vorgebirg durchzuhauen, wodurch ein ungeheures Felsthor entstand, in welchem mehrere Wagen sicher gegen allen Witterungswechsel stehen können. Wahrlich, nirgends erhält der Mensch eine so erhabene Vorstellung von dem, was er vermag, so bald er seine Kräfte zweckmäßig und muthig anzustrengen versteht. Es gibt kein

Hinderniß, das ihm die Natur hier nicht entgegensetzte. Senkrechte Bergwände von mehreren hundert Fuß Höhe, Abgründe, aus welchen furchtbare Ströme heraufdrohen, Klüfte, vor denen das Auge zurückschaudert, grause Betten, wo sich mit den stürmenden Wogen Steinblöcke, wie Schaum, fortwälzen, Felsenmauern, die keine Leiter besteigt, Höhen, die noch kein menschlicher Fuß betreten, und jeden Augenblick verderblicher Wechsel der Witterung in Stürmen, Schnee und Wasserfluthen. — Alles dieß vereinigt sich hier, um den Menschen vom Kampf mit der Natur zurückzuschrecken. Aber so wie in den orientolischen Mährchen der Geist, welcher die Schätze bewacht, bald in dieser, bald in jener Schaudererregenden Gestalt erscheint, und, wenn er muthigen Widerstand findet, immer wieder in einer andern zurückkehrt, bis er endlich dem höhern Zauber der Entschlossenheit und Beharrlichkeit weichen muß, und der köstliche Schatz der Lohn des Muths und der Tapferkeit wird, so müßte sich auch

hier am Ende die furchtbare Natur die Fesseln, welchen sie widerstrebt, anlegen, und ruhige Menschen über die Abgründe hinwandeln lassen, wo sie sonst allein und unbemerkt die großen Schaalen füllen wollten, aus denen die Thäler und ihre Bewohner trinken.

Bei alle diesem war unsere Reise doch reich genug an Beschwerlichkeiten. Der Schnee war ganz frisch gefallen, und lag gegen vier Fuß tief auf der Straße. Wir hatten sechs Pferde an dem leichten Kabriolet, in welchem ich mit dem Kourier saß, und dennoch brauchten wir zu den drei Posten von Susa bis Lanslebourg nicht weniger als zwanzig Stunden. Die meisten Schwierigkeiten fanden wir in dem langen Bergthal auf der Höhe, in welches der Wind eine solche Menge Schnee's zusammengetrieben hatte, daß wir jeden Augenblick in demselben stecken blieben. Dabei war die Spur der Straße beinahe völlig verwischt, und es kam alles auf die Geschicklichkeit des Postillons an, um nicht in Klüften von Schnee geworfen zu werden,

aus denen kein Ausgang mehr ist, als durch die schwarze Pforte, durch welche nur Orpheus und Herkules wiederkehrten. Nach vieler Arbeit indeß, bei der wir selbst, bis an die Brust in dem Schnee stehend, mit Hand anlegen mußten, und durch eine Menge von Landleuten unterstüzt, welche an solchen Tagen auf Kosten der Regierung den Reisenden zur Hand seyn müssen, gelang es uns endlich, den Abhang des Bergs zu erreichen, auf welchem wir wenig Schnee fanden, und im stärksten Trotte bis nach Lanslebourg herunter fuhren.

Auf dem Wege von Turin bis Chambery zeigt sich die Natur in so vielfach wechselnder Gestalt, daß man oft zweifeln möchte, ob sie die nämliche sey. Bis Susa die reichsten Thäler und Hügel, mit Allem bedeckt, was das Auge erfreuen und das Bedürfniß befriedigen kann; von da an wilde, drohende, gefährliche Gebirge, entblößt von Allem, was der Mensch braucht, und selbst nur von Thieren bewohnt, welche die Hälfte des Jahrs schlafen. Beinahe ewiger

Schnee, grause Gießbäche, rauschende Wasserfälle, stürzende Felsen, arme, mißgestaltete Menschen, dieß ist Alles, was dem Blicke begegnet. Von Lanslebourg aus wieder mildere Berge, geringere Höhen, hier und da mit Nadelholz bedeckt, ruhigere Flüsse, häufigere Menschenwohnungen und seltenerer Schnee. Die Natur gehorcht dem Menschen schon williger. Er befestigt Erde an die Abhänge, und gewinnt einen fruchtbaren Fleck, wo zuvor nichts, als Felsen, gewesen war. Ces pauvres Savoyards sont de si bonnes gens! ruft Rousseau einmal aus, und wahrlich! wer diese fleißige Nation zwischen ihren undankbaren Gebirgen und in ihrer Betriebsamkeit auf den ersten Plätzen von Europa gesehen hat, muß sie verehren. Hier ist kein Müßiggänger, hier kein unbenutzter Fleck Bodens. Das zarteste Alter schon muß für das Bedürfniß arbeiten, und der arme Junge, der kaum gehen gelernt hat, das Vaterland verlassen, um in wohlhabendern Ländern sein Unterkommen zu suchen. Wie

viele sind durch die Anlegung der neuen Straßen brodlos geworden! Vorher begleiteten sie die Reisenden mit ihren Maulthieren über die Berge; jezt aber, da die Posten angelegt sind, und man im Wagen passiren kann, zieht Jedermann die schnellere und bequemere Art zu reisen vor, und die Armen sehen mit traurigen Blicken den Wagen nach, die vom Gebirge herabrollen.

Gegen Montmelian hin öffnet sich das Gebirg in breitern Thälern, in welchen der reiche Anbau den Fleiß der Menschen dankbar belohnt. Dieses Städtchen selbst liegt sehr angenehm an der Isére, und zeigt, troz seines grauen, traurigen Aussehens, dennoch einigen Wohlstand an, den es seinem Weinbau verdankt. Bekanntlich ist der Wein von Montmelian zu einigem Rufe gekommen, und ich glaube auch, daß er diesen völlig verdient, wenn man das Glück hat, guten zu bekommen. Man muß sich aber Clairet geben lassen, und, wo möglich, alten, um eine recht gute Idee von ihm mit wegzunehmen.

Von hier aus hat die Straße wieder die gehörige Breite, welche ihr von Lanslebourg an fehlt, und erhebt sich und fällt weit sanfter, als in der genannten Gegend. Sie wird immer besser, je weniger das Lokal sie begünstigt hat. In der Nähe von Echelles führt sie durch die sogenannte Grotte, welche Karl Emanuel von Savoyen im Jahr 1670 durch ein ungeheures Vorgebirg hauen ließ. Mehrere hundert Fuß tief ist hier der rauhe Felsen senkrecht durchschnitten, um der Straße Raum zu machen, und die furchtbaren Massen heben sich in gerader Linie drohend neben dem Wagen in die Höhe. Es war gerade Sonnenaufgang, als ich mich auf dem höchsten Punkt der Straße zwischen dieser Kluft befand. In der Tiefe unten lagen dicke Nebel; über ihnen stand ein feuriges Gewölk, aus welchem einige düstere Strahlen auf die Riesenfelsen fielen, und die grauen Formen in schwacher Morgenbeleuchtung zeigten. Alles war vom Thau genäßt, und die wenigen Blätter der Bäume, und die herabrieselnden Wasser-

tropfen glänzten in klarem Lichte. Zuvor hatte ich nur das Rauschen der Wasserfälle gehört, die Gegend blos in großen, schwarzen Umrissen erkannt. Jezt aber waren die Nähen alle klar, und nur die Thäler lagen unter dem weißen Schleier, über welchem wir fortzurollen schienen.

Je weiter der Weg gegen Lyon führte, desto milder wurde das Klima; desto dicker lagen aber auch überall die Nebel. Auf der lezten Station begegneten wir vor Tagesanbruch dem französischen Kaiser, der nach Italien gieng. Wie falsch sind die Vorstellungen, die man sich in Deutschland von seiner Art zu reisen macht! Wir wähnen ihn unaufhörlich von einer Menge Garden umgeben, und ein halbes Dutzend Gensd'armen sind seine gewöhnliche Bedeckung. Sein Gefolge war sehr klein; ich sah blos drei größere Wagen und zwei Kabriolets.

V.
Rückblick auf Savoyen.

Die verschiedenen Straßen durch Savoyen ziehen sich beinah immer an Flüssen hin, deren Ufer sie, je nach der Beschaffenheit des Bodens, durch Hülfe von unzähligen Brücken wechseln. Der Reisende erhält auf denselben natürlich nur eine, sehr unvollkommene, Ansicht des Landes und seiner Bewohner, und wenn ihn in guter Jahrszeit gleich eine Menge romantischer Ansichten für das Ermüdende der eingeschlossenen Gebirgsgegenden schadlos halten, so ist es doch nur im Innern, wo er den großen mahlerischen Reichthum der savoyischen Natur in ihrer ganzen Fülle erkennen kann.

Nur von der Gebirge Höhe vermag er natürlich in solch einem Lande einen weiten Gesichtskreis zu umfassen; nur in den hochgelegenen Thälern findet er den kräftigsten und reinsten Stamm der Bewohner. Diese unterscheiden sich von ihren Mitbürgern der Tiefe noch weit auffallender, als die Natur, welche beide umgibt, und wer eine sehr interessante Reise in Savoyen machen will, darf die steilen Gebirgs-Pfade nicht scheuen.

Auf diesen gelangt er zu den erhabenen Gletschern und zu dem ewigen Schnee, welcher die höchsten Höhen des Landes bedeckt. Da findet er an den Senkungen der blendenden Gebirge die immer grünen Tannen- und Eichen-W̃älder. In den dunklen Gebüschen, welche die Felsenwände umziehn, sieht er die senkrecht herabsteigenden Bäche mit ihrem Schaume gleich Säulen dastehn. Mitten unter wilden Felsen lachen anmuthige, gesegnete Thäler; an dem starren Fuße der Gletscher breiten sich herrliche Weiden aus, die mit

Kühen und Schafen bedeckt sind. Zahllose Ströme rauschen neben den engen Pfaden hin, und bilden reizende Wasserfäll und Tiefe Bassins. Aus den Grottenrieseln Bäche hervor, die im Goldsande blinken; oder sie verbergen in ihren kühlen Tiefen, während der brennendsten Hitze, erfrischendes Eis, das klar wie Krystall schimmert. Auf den höchsten Höhen liegen spiegelhelle Seen, von vortrefflichen Fischen belebt, gießen ihren Ueberfluß in die Thäler herab, und die tausendfältigen Formen der stürzenden Bäche scheinen der stillen Wasser oben zu spotten, die sich nicht zu bewegen wagen, um die erhabenen Bergbilder, welche sich in ihnen spiegeln, nicht zu stören.

Was geht über die Schönheit des engen Thales von Bout-du-Monde, die Einsamkeit von Charmettes und die Kühnheit der Teufelsbrücke im Thal von Rochette, welche auf den Gipfeln der Tannen zu ruhen scheint? Wer legt sich nicht gerne mit Rousseau auf die Geländer der Strasse von Chailles, die

in den Felsen gehauen, und durch verwegene Bogen über Abgründe geführt ist, um in die Tiefe hinabzustaunen, wo der Guier strömt? Und wem es nicht an den Wundern der Natur genügt, dem erzählt der gefällige Landmann gerne eine grausvolle Sage der Vorzeit, wie ein Schäfer von der Teufelsbrücke in das tiefe Wasser hinabfiel, und keinen Schaden nahm; oder, wie das Dorf St. André, um die Vermessenheit Jakob Bonivart's, Günstlings des Grafen Thomas von Savoyen zu strafen, mit 5000 Menschen in den Abgrund stürzte, und die Mönche von Mian noch die Teufel klagen hörten, daß ihr heiliges Madonnen-Bild sie an weiterer Zerstörung verhinderte. Nahe vor dem Orte dieser fürchterlichen Szene, unter himmelanstrebenden Felsenwänden, liegt ja die Enge von Saint-Saorlin, wo einst dem Saturn ein Tempel stand, und nun an der alten Kapelle nur noch eine klare Quelle fließt, der sich die Bewohner der Umgegend jedes Jahr einmal mit

frommer Zerknirschung nahen, um sich in dem heiligen Wasser zu waschen. Aber die Natur begnügt sich in solchen Ländern nicht blos mit dem Großen und Erhabenen; sie wetteifert mit den Wundern der Sagen, und zeigt, nahe bei dem Dorfe Puisgros, sogar eine Quelle, die blos um Sonnenaufgang, um Mittag, bei Sonnenuntergang und um Mitternacht ihre Wasser ergießt, wie eine sehr neue, wenigstens nicht zuwidersprechende, Nachricht angibt. *)

---

*) Das Annuaire statistique du Montblanc, vom Jahr 14 (1806) enthält diese abentheuerliche Nachricht, welche, ehe sie geradezu verworfen wird, wenigstens geprüft zu werden verdient. Eine andre Quelle der Art die Wunderbare genannt, ist die von Haute-Colombe, welche am Fuß eines hohen Gebirges liegt, und nicht beständig fließt. Bald ergießt sie sich in Zwischenräumen einer halben Stunde, bald mehrere Stunden und Tage, und kündigt sich immer, ehe sie anfängt, durch ein Geräusch im Innern des Berges an. Hört

Hat man freilich dergleichen Erscheinungen gesehen, so kann es gar nicht mehr auffallen, wenn man mit wenigen Schritten aus Schnee und schneidender Gebirgskälte mitten in ein schwüles Thal hineintritt, oder, wie am Mont-Cenis, aus dem unangenehmsten Sturm und Schneegestöber beim Hinaufsteigen, in dem Thale, das zwischen seinen höchsten Spitzen liegt, die mildeste Luft, den heitersten Himmel und die fröhlichste Vegetation antrifft. Dann ist es ganz in der Ordnung, daß man die Früchte des Frühjahrs über sechs Monate genießt, von Anfang Mai's bis in die Mitte des Septembers Erdbeeren ißt, und zugleich auf der Tafel diese köstliche Frucht nebst Kirschen und Trauben findet. So ist es in der Nähe von Chambery und Annecy, welche in den Thälern liegen. Auf den höchsten Gebirgen findet man aber blos

---

sie auf zu fließen, so scheint sie mit einem Geräusch, wie eine Pompe, gleichsam Athem zu holen.

Fichten und Lerchenbäume, weiter herunter Tannen und Birken, und zuweilen den Alp-Kirschenbaum.

Das Klima dieses Landes ist rauh und abwechselnd, wie seine Gebirge. Der Karakter der Allobroger, sagten die Römer, ist ihrem Himmel ähnlich; aber die ältesten Bewohner Savoyens waren doch die lezten unter den Galliern, welche von den Römern unterjocht wurden. Der Beinamen Allobrogicus war für den Consul, Quintus Fabius Maximus, keine geringe Ehre, als er in einer Schlacht ihr Schicksal entschieden hatte. Und dennoch empörten sie sich oft noch gefährlich, wenn die römische Regierung sie auch gleich schonender behandelte, als ihre übrigen Eroberungen, ihnen ihre Regierungsform und ihre Gesetze ließ, und nur einen sehr geringen Tribut von ihnen erhob.

Auf alten Karakter darf sich freilich kein Volk mehr berufen, wenn es zeigen will, was es heut zu Tag ist. Aber zuverläßig bleibt sich

der der Gebirgsbewohner überall getreuer, als der der Menschen in der Ebene, zu welchen das Fremde und Schlimme leichter gelangt, als sie das alte Gute behalten, und das neue Gute bei sich aufnehmen. Die Savoyarden sind daher immer noch des gewohnten Ruhms, des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe würdig.

Wie weit die natürliche Beschaffenheit eines Landes auf seine Bewohner wirkt, davon können die Savoyarden in mancher Rücksicht zum auffallendsten Beweise dienen. Obgleich in den Hauptzügen des Karakters einander im Ganzen alle ähnlich, so sind sie es darum in dem Lohn desselben, in Zufriedenheit und Wohlstand, gar nicht. Es gibt keine grössere Verschiedenheit, als zwischen den Bewohnern der Gebirge und der Ebenen statt findet. Jene sind stark, munter, wohlhabend, gut gekleidet und beinah immer Landeigenthümer; diese in der Regel schwach, niedergeschlagen, schmuzig in Kleidern und Wohnungen, und weit frü-

her alt, als die erstern. Von diesen erbaut sich jeder sein Haus selbst, macht sich mit eigenen Händen das sämmtliche Geräthe desselben, wohnt einfach, aber gesichert gegen alle Witterung und reinlich, kann gewöhnlich weder lesen noch schreiben, nimmt aber immer an Wohlhabenheit zu, und lebt bei seiner Milch so glücklich, als der Thalbewohner bei seinem Wein, der ihm überdieß noch selten genug zu Theil wird. Die Reinheit seiner Sitten, den Geschmack am Gebirgs-Leben und die Liebe für sein Vaterland verliert er auch selbst während seiner langen Auswanderungen nicht, und die meisten Savoyarden überhaupt pflegen ihr Alter immer, wie glücklich es ihnen auch im Auslande ergangen ist, zwischen ihren Gebirgen zu beschließen.

Die Auswanderungen dieses Volkes sind etwas Bekanntes, und man weiß, wie oft man ihnen, besonders in Frankreich, in den niedrigsten und beschwerlichsten Gewerben begegnet. Wo sie sich einfinden, zieht man sie

in Bezug auf Fleiß und Ehrlichkeit jedem Eingebornen vor, und sind die Beispiele auch wirklich äußerst selten, da einer von ihnen den guten Ruf seiner Nation beflekte. Es ist schwer, den Umfang dieser Auswanderungen anzugeben; sie sind aber sehr ansehnlich, und man weiß z. B. aus einem öffentlichen Anschlag, daß im Jahr 1783 blos aus der Genfer Diöcese 44,000 Individuen abwesend waren, von denen sich die meisten, wie gewöhnlich, in Frankreich befanden, und die übrigen, größtentheils vom zweiten Geschlecht, in Piemont ihr Unterkommen suchten.

Schwerlich ist ihre Anzahl gegenwärtig geringer, wenn sie sich gleich einige Zeit durch die Revolution etwas in ihren Reisen beschränkt sahen. Diesem gezwungenen Zuhauseblieben, welches mehrere Jahre dauerte, schreibt man auch einen Theil der zunehmenden Bevölkerung zu, welche im Jahr 1806 auf 300,239 Menschen angegeben wurde, und somit seit 1789 um 14,000 Köpfe gestiegen

ist. Dieser schnelle Anwachs ist aber natürlich zu auffallend, als daß nicht mehrere Umstände zugleich auf denselben gewirkt haben müßten. Ein Hauptgrund war der bessere Zustand, in welchen der Landmann durch die Zerstörung des Feudalwesens gekommen ist. Dadurch wurden Mehrere, als sonst, in den Stand gesezt, zu heirathen. Viele auch verehlichten sich nur in der Hoffnung, auf diese Weise dem Kriegsdienst auszuweichen; Manche, weil die unruhige Zeit die Kinder überhaupt unabhängiger von den Eltern, und damit leichtsinniger gemacht hatte.

Die Auswanderungen der Savoyarden sind, wie das Bisherige gezeigt hat, nicht in einem unruhigen, unzufriedenen Geiste, sondern in der Nothwendigkeit gegründet. Es ist merkwürdig hierüber einen Eingebornen selbst zu hören, welcher kürzlich eine weitläuftige Schrift über sein Vaterland herausgegeben hat. *)

---

*) Dictionnaire historique, litteraire et

„Die obern Thäler“, sagt Herr Grillet, „vermögen nicht mehr, als ein Drittheil ihrer Bewohner zu nähren, und darum verlassen die Gebirgsbewohner von Savoyen, wie die der Auvergne und der Apenninen, im Winter ihre Heerde, um unter gelinderem Himmel und in reichern Ländern, gegen mäßige Belohnung, ihre Kräfte und ihre Industrie zu vertauschen, welche der Schnee in ihrem Vaterlande völlig unnüz macht. Sind gegen Ende Oktobers die Feldarbeiten geendiget, so schicken die hohen Gebirge ihre Jugend nach Frankreich, der Schweiz, nach Deutschland und Piemont; die vom obern Maurienne von beiden Geschlechtern ziehen nach Turin und ins südliche Italien, wo ihre Treue, ihre Brauchbarkeit und ihre sanften, einfachen Sitten sie von Jedermann gesucht machen. Einige ziehen in Gesellschaft von zwei oder

---

statistique des Départements du Mont-Blanc et du Leman par Jean Louis Grillet. Chambery 1807. T. I. 8.

drei andern; Viele nehmen ganze Karavanen junger Leute mit sich. Leztere, mit ihren Alpenthieren, mit musikalischen Instrumenten und einigen Waaren, die sie in Genf und in der Schweiz gekauft haben, durchziehen erst die Franche-Comté und das Bourgogne, und nähern sich dann nach und nach der Hauptstadt von Frankreich. Hier weißt ihr Führer jedem Einzelnen die Beschäftigung an, welche er ergreifen muß. Alle Abende wird der kleine Gewinn in einen gemeinschaftlichen Beutel niedergelegt, und eine strenge, aber gerechte, häusliche Polizei erhält den Gehorsam, die Ordnung, die Mäßigkeit und besonders die Rechtschaffenheit und Sittenreinheit unter ihnen, welche ihnen die Liebe aller Nationen erworben haben. Andere dehnen sich bis nach Holland aus; Viele gehen geradezu nach Schwaben, Oesterreich und Pohlen, und es ist nichts seltenes, ihnen sogar in Madrid und in Lissabon zu begegnen."

„Die Art, wie sich die Karavanen dieser

jungen Bergmenschen vor ihrer Abreise in die Fremde bilden, ist zu sonderbar, als daß ich sie nicht erzählen sollte, wie ich sie einst in den Gegenden von Faverges und Marlens gesehen habe.“

„Ein alter Kaufmann von S. Ferreol, der sich auf verschiedenen Zügen die gehörige Erfahrung erworben hatte, versammelte in den benachbarten Dörfern alle junge Leute, welche ihm folgen wollten.“

„Die Familienväter drängten sich herbei, ihm ihre Kinder vorzustellen, und ihren Verstand, ihre Gesundheit und ihre Talente anzupreisen. Als guter Werber untersuchte er erst ihre ganze Körperkonstitution, frug nach den Kenntnissen, welche sie bereits im Handel und in der Industrie erworben hatten, und bestimmte dann den Preis, den er den Familienhäuptern, während des bevorstehenden Winters, für ihre Kinder versprechen konnte. Sechs und dreißig Franks war die Summe für die jungen Bursche von achtzehn

bis zwanzig Jahren; vier und zwanzig für die zweite Klasse von vierzehn bis sechszehn, und für die Knaben von nicht mehr als zwölf Jahren, wurden zwölf Franks ausgesetzt. So wie die Vorschläge angenommen waren, befand sich diese ganze Jugend im Dienst und unter dem Befehl des Kaufmanns. Jeder Vater empfahl seinen Kindern Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn, schärfte ihnen ein, ihm den Gewinn getreulich auszuliefern, die Religionspflichten sorgfältig auszuüben, und nächstes Frühjahr ohne Tadel wieder zurückzukommen.“

„Die Rückkehr dieser jungen Leute wurde durch wiederholte Pistolenschüsse angekündigt. Die Karavanen hatten von ihrem kümmerlichen Ersparnis etwas zum Schmuck der Kirche gekauft, und stellte sich daher dem Pfarrer zuerst mit ihren Geschenken vor. Dieser nahm sie mit sehr lebhaften Danksbezeugungen, und legte sie den nächsten Sonntag zur Schau und zum Wetteifer für die Jüngern auf dem

Hochaltar aus. Auf diese Weise hatten die Kirchen auf den Gebirgen alle Zierrathen und heiligen Gefäße erworben, die sie vor der Revolution besessen."

Dieser Auswanderungsgeist findet sich auch in andern Klassen, als blos unter den Gebirgsbewohnern. Der Adel z. B. pflegte seine Jugend immer in fremden Kriegsdiensten zuzubringen, aber sein Alter auch zuverlässig im Vaterlande zu beschließen. Von den mittleren Ständen gehen viele als Kaufleute, und besonders die Mädchen, welche eine gute Erziehung genossen, als Erzieherinnen ins Ausland. Manche darunter haben, da es ihnen selten an Schönheit und Liebenswürdigkeit fehlt, *) bei solcher Gelegenheit durch Heira-

*) Diesen Vorzug darf man wirklich dem weiblichen Geschlecht unter den höhern Ständen nachrühmen. Desto seltener ist er aber wegen der schlechten Nahrung und der drückenden Arbeit unter den Weibern der niedrigern Stände. Auch sind die Kröpfe, von denen

then ihr Glück gemacht, und die Mädchen von Savoyen stehen überhaupt bei ihren Nachbarn in so gutem Rufe, daß die reichen Piemonteser häufig, wenn sie gut wählen wollen, dahin zu freien kommen.

Es ist bekannt, wie sehr Rousseau dieses Volk, unter dem er lange gelebt, gerühmt hat, und es ist zuverlässig, daß es sein Lob noch immer in hohem Grade verdient. Wo die Armuth so vortheilhaft auf die Thätigkeit wirkt, muß diese die guten Sitten befördern, und eine Nation, welche unter allen Zerstreuungen anscheinend beglükterer Länder ihr armes Vaterland nie vergißt, ist gewiß eine brave Nation. Rührend ist es die einfache Lebensweise auf den Gebirgen zu sehen. Schon

besonders die Bewohner von Maurienne leiden, häufiger bei dem andern Geschlecht, und von den 8848 Individuen, welche im Jahr 1806 mit diesem Uebel in Savoyen behaftet waren, machten die Weiber die weit größere Hälfte aus.

im siebenten Jahr werden die Kinder zur Arbeit angehalten, und müssen die Knaben das Geflügel oder die Heerden hüten, und die Mädchen in der Haushaltung die Hand bieten. Die schwersten Arbeiten theilen die Weiber mit ihren Männern, und sie bleiben ihnen, während diese in der Fremde sind, oft ganz allein überlassen. Mit dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre beginnt die Schwäche des Alters bei beiden Geschlechtern fühlbar zu werden. Da greifen ihnen dann die Jüngern unter die Arme; die Älteren geben sich nur noch mit leichten Geschäften ab, und treiben das so fort, bis sie nichts mehr, als blos von den Zügen und Arbeiten ihrer Jugend erzählen können. Bei ihrer höchst einfachen und mäßigen Lebensart ist Gastfreundschaft doch eine ihrer schätzbarsten Tugenden. Wer je in den Fall kam, davon Gebrauch zu machen, kann ihre Gefälligkeit und Freundlichkeit nicht genug rühmen, und Saussüre und andere Alpenwanderer haben es oft erfahren, daß

ein Volk nicht gerade reich zu seyn braucht, um die schönsten Tugenden mit aller Uneigennützigkeit und Einfachheit auszuüben.

Die letzte Zeit hat indeß auch hier, wie überall, nachtheilig auf den Karakter gewirkt. Man will bemerken, daß bei jetziger größerer Wohlhabenheit, die Sitten nicht mehr so rein sind, wie sonst, die Offenheit nicht mehr so unbefangen ist, wie ehmals; daß der Geist des Spiels und der Tafelschwelgerei bei den wohlhabenden Ständen zugenommen, und das väterliche Ansehn bei den Kindern überhaupt nicht mehr in seiner alten Achtung stehe. Übrigens hat man auf der andern Seite auch beobachtet, daß sich die Sachen seit einigen Jahren dem ehmaligen Zustand wiederum mehr nähern, und mit den Erinnerungen an die Revolutionsbewegungen auch mehrere ihrer Folgen sich zu verlieren anfangen. Auf jeden Fall ist es rühmlich, daß jene Periode beinahe gar keine gewaltsamen Auftritte veranlaßt hat, und daß Verbrechen schwererer

Art überhaupt äusserst selten vorkommen. *) Der Fleiß der Gebirgsbewohner ist noch der nämliche; die Väter schärfen der Jugend noch ihr vaterländisches Sprüchwort: wer im zwanzigsten Jahr nichts versteht, im dreißigsten nichts thut, und im vierzigsten nichts besitzt, der wird nie etwas verstehn, nie etwas thun, und nie etwas besitzen, noch immer so häufig ein, wie sonst, und die Jugend ist noch eben so thätig, eben so ehrlich und munter,

*) Im Jahr 1805 kamen nicht mehr, als 26 Verbrecher schwererer Art vor Gericht, unter denen drei heilige Diebstähle, drei Meuchelmorde, und sechs Kindermorde die größten waren. Im Arrondissement de la Tarentaise wußte man die letzten dreißig Jahre vor der Revolution nur von einer einzigen Todesstrafe, ungeachtet die sardinischen Gesetze sehr streng waren, und in den Jahren 1802, 1803 und 1804 war in ganz Savoyen gar keine Todesstrafe vorgekommen.

wie sonst, wenn auch gleich ihre Sitten nicht mehr so unbeflekt sind, wie ehmals.

Bei einem Volke, das seinen alten Karakter so rein bewahrt hat, müssen sich auch noch viele alten Sitten und Ideen erhalten haben. Die der Savoyarden tragen das Gepräge der frühsten Perioden der neuern Geschichte, und bilden sonderbare Kontraste mit einem so altklugen Jahrhundert, wie das unsrige ist. Unerachtet man in frühern Zeiten neben dem kraftvollen Lebensgefühl das Leben minder achtete, als heut zu Tage, so legten die Alten dennoch auf die Hauptepochen desselben einen höhern Werth, und suchten ihre Bedeutung durch sinnvolle Bilder zu erhöhen. Die merkwürdigsten Gebräuche schließen sich daher immer an Geburt, Ehe und Tod an, und die Savoyarden haben bei solchen Veranlassungen noch manche Stimme der Vorzeit aufbewahrt.

Als ob sie sich die Lebensfreude nicht durch den Anblik des Todes verkümmern wollten,

verlassen die nächsten Verwandten sogar den Sterbenden in der großen Stunde. Gewisse arme Leute beider Geschlechter machen eine Art von Gewerbe daraus, den Kranken in den letzten Augenblicken beizustehn, wofür sie dann auch dessen Kleider erhalten. Mit einer Grablampe, geweihtem Wasser und einem Leintuch wartet der Conseur oder die Conseuse, wie diese Leute heissen, am Bette des Sterbenden. Oft macht er ihnen die Zeit zu lange, und man hat daher Beispiele, daß sie den letzten Athemzug nicht abwarteten, sondern geradezu das Einwiklungsgeschäft zum voraus anfingen, wie auch 1805 mit einem armen Mädchen geschehen ist, welches seinen sogenannten Tod mehrere Tage überlebt hat. Dieses Verlassen in der entscheidenden Stunde verräth einen Zug von Grausamkeit, welchen man beinah bei allen unverdorbenen Völkern findet, und der wohl nur in der Fülle des Lebensgefühls und in der Verachtung der Kraftlosigkeit gegründet ist. So wie einer indeß

gestorben, findet sich die Theilnahme an ihn wieder ein, und seine zwei nächsten Verwandten müssen das traurige Geschäft übernehmen, ihm das Grab zu graben. Vier andere tragen den Leichnam hinaus, die Verwandten und Nachbarn folgen ihm im Zuge nach, und lassen sichs dann bei dem Leichenmahl, welches nachfolgt, recht wohl schmecken. In einigen Gegenden läuft noch ein hungriges Schaaf, welches unaufhörlich blöckt, dem Sarge nach, und dieses wird sodann Eigenthum des Pfarrers, so wie das Brod und der Wein, welchen die Familie ein ganzes Jahr hindurch jeden Sonntag auf dem Grabhügel ihres abgeschiedenen Verwandten niedersetzt.

Fröhlicher sind die Hochzeitgebräuche, die zum Theil einen schönen Sinn haben. Der junge Mensch, welcher heirathen will, begibt sich Abends, in Begleitung von einem seiner Kameraden, zu dem Mädchen, auf das seine Wahl gefallen ist. Er bringt seinen Wunsch vor, und erhält natürlich in den meisten Fällen

eine günstige Antwort. Kann man ihm diese nicht geben, so sucht man die Unannehmlichkeit der Weigerung dadurch zu mildern, daß man sie ihm blos durch ein Zeichen zu verstehen gibt. Dieses besteht darin, daß man einen Feuerbrand aus dem Kamin aufgreift, und wieder in dasselbe zurückwirft. Geschieht dieses nicht, so ist seine Werbung gut aufgenommen, und kann er gleich die nähere Bekanntschaft anfangen. In einigen Gegenden steht der Ehe auch eine Prüfung vor, die etwas grausam ist, und den Bräutigam verpflichtet, wenn ihn sein Mädchen in der Stille der Nacht in ihr Kämmerchen eingelassen hat, dieselbe auf ihrer Bettdecke neben ihr liegend zuzubringen, und dieses, ohne sich etwas anders, als die Gedanken an die Zeit, da ihm mehr erlaubt seyn wird, erlauben zu dürfen.

Nachdem die Bedingungen der Heirath geschlossen sind, welches meistens in einem Weinhause geschieht, wird der Tag der Hochzeit festgesetzt. Am Abend vor derselben fin-

den sich die Verwandten des Paars bei dem Vater der Braut zum Schmause ein. Diese erscheint nicht früher, als bis sie der Bräutigam, welcher bei seinem Nachsuchen von Musik begleitet wird, da, wo sie sich versteckt, aufgefunden hat. Aber auch während des Essens ist sie wieder abwesend, und läßt sich erst am Ende desselben sehen, um zum Tanze geführt zu werden. Am andern Tage wird sie sodann in die Kirche begleitet, und auf dem Rückweg bietet ihr der nächste Verwandte des Neuvermählten die Hand. Unter der Hausthüre empfängt sie ihre Schwiegermutter, welche in manchen Gegenden eine Handvoll Getraide über sie ausschüttet, und in andern ihr ein Brod reicht, um es unter die Armen zu vertheilen, oder eine Schale Fleischbrühe bietet, die sie den Umstehenden kredenzt. Ist sie damit fertig, so darf sie ja nicht vergessen, einen Besen, der ihr queer in den Weg gelegt worden ist, aufzuheben; denn sonst würde das für eine schlimme Vorbedeutung für ihre künf-

tige Ordnungsliebe im Hauswesen genommen werden. Nun erst setzt sie sich mit ihrem Manne zwischen ihren beiden Taufpathen zum Essen nieder. Ehe dieses zu Ende ist, stehen beide auf, um einen Lorbeerzweig, oder auch einen Apfel zu holen, den sie einem ledigen Paar der Gesellschaft zum Vorzeichen eines nahen, ähnlichen Festes reichen. Ein weiß gekleidetes Kind macht mit einem Teller in der Hand, auf den die Gäste ihre Hochzeitgeschenke niederlegen, die Runde um den Tisch. Diese gehören der jungen Frau, welche sie gewöhnlich unter die Armen vertheilt. Nachdem man tüchtig gegessen, getrunken und getanzt hat, fängt das gewöhnliche Leben wieder an, und wenn sie es vergessen haben, daß sie noch in dem Blumenjahr der Ehe sind, so werden sie am ersten Fastensonntag daran erinnert, wo die Kinder des Orts das neue Paar besuchen, und vor dem Hause schreien: Allouya, Madame est grosse.

So wie der Ruf der Kleinen wahr gewor-

den, ist es das erste Geschäft, das neugeborne Kind in die Kirche zu tragen. Der Träger unterläßt dabei nicht, die Wiege, in welcher dieses geschieht, auf seine rechte Schulter zu setzen, wenn es ein Knabe, oder auf die linke, wenn es ein Mädchen ist. Im erstern Falle nur wird dabei mit Glocken geläutet; aber der Schmaus darum nicht vergessen. Er findet nach dem achten Tage der Entbindung bei der Wöchnerin Statt, wobei es dann so üppig, als möglich hergeht. Kommt diese zum erstenmal wieder in die Kirche, so bleibt sie verschleiert an der Thüre stehen. Der Pfarrer nähert sich ihr mit Gebeten und Segnungen; der Pathe gelobt dem Neugebornen feierlich Schutz und Hülfe, und die Gevatterschaft wird von nun an das Band der Freundschaft für alle Zukunft.

Diese alten Sitten und andre mehr finden sich natülich noch am meisten bei den Bewohnern der Gebirge. Da trift man auch noch vielen Aberglauben an, den das eingeschlossene

Leben im Winter am meisten begünstiget. So sind die Meisten z. B. überzeugt, daß die Seele des Todten, bis er begraben ist, auf dem benachbarten Feld ruht, und sie streuen ihm daher einen Bund Stroh, um weich darauf zu liegen. Ist er an einem Freitag verschieden, so gilt das für die Vorbedeutung eines nahen, ähnlichen Verlustes. Dieser würde auch nicht ausbleiben, wenn der Leichnam nicht mit der größten Sorgfalt in den Sarg gelegt würde, oder, wenn man zu dreizehn Personen am Tische sässe. Solcher Aberglauben ist natürlich eben so unschädlich, als ihre Ueberzeugung, daß die Arche Noah's auf einem ihrer Berge sitzen geblieben sey, und daß die Höhlen derselben überhaupt von Feen gebaut und bewohnt werden.

Die Sprache der Savoyarden ist ein Patois, welches in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden ist. Das Lateinische macht indeß seine Haupt Grundlage aus. Aber man findet auch eine Menge alter französischer und

italienischer Ausdrücke darin, welche sich heut zu Tag aus dem täglichen Gebrauch dieser Sprachen verloren haben. Unerachtet beinah Jedermann französisch spricht, so gibt es dennoch National-Dichter, von denen einer z. B. den frommen Wunsch, daß sich das kleine Flüßchen Aisse, bei Chambery, in Wein wie Chautagne verwandeln möchte, auf folgende Weise ausdrückt.

De Bailleri on Cartan de Satagne
Que l'Aisse fusse sandia
En vein de Chautagne;
De me cuchiri chu le pont,
Tot de mon long;
Et de deri à l'Aisse:
Le bon Dieu te craisse!

VI.

Aufenthalt in Lyon im November.

Vidi duobus imminens fluviis jugum,
Quod Phoebus ortu semper obverso videt:
Ubi Rhodanus ingens, amne praerapido fluit,
Avarque dubitans, quo suos cursus agat,
Tacitus quietis aluit ripas vadis.

Seneca.

„Ich will, daß man mit Wahrheit sagen soll: Lyon ist nicht mehr! Ich will, daß auf seinen Trümmern, eine Säule, mit dem Blute seiner Bewohner bemalt, der Nachwelt meine Barbarei und meine Wuth bezeuge," schrieb Collot-d'Herbois einst an Couton. Schreckliches Wort eines Rasenden, welcher es wagte, über eine so blühende Stadt solch fürchterlichen Fluch auszusprechen!

Aber Lyon ist nicht mehr, seufzt ihm jeder Bewohner dieser Stadt nach, und der Fremde findet alle Augenblicke Veranlassung, beim Anblick von Trümmern, nach dem zu fragen, was ehemals hier gewesen ist.

Jene Szenen des Gräuels sind noch nicht vergessen. Noch weinen Väter um die Söhne, die ihnen das Henkerschwerdt, oder die muthige Vertheidigung ihres Heerdes geraubt hat. Wo sonst Palläste standen, welche Industrie und Sparsamkeit aufgerichtet hatten, sieht man nur Trümmer, und die Zeit und die Anstalten der jetzigen Regierung vermochten die vielen Wunden noch nicht zu heilen, welche die Schreckensperiode der unglücklichen Stadt geschlagen hat. Wer Lyon sonst gesehen hat, fragt nach manchem braven Mann, nach manchem Werke der Kunst und Betriebsamkeit vergebens — die Zeit des Jammers hat zu viel Gutes und Schönes dahingerafft.

Es wird eine ewig merkwürdige Erscheinung bleiben, wie sich unter einem Volke,

Staatliche Bibliothek Bamberg

welches sich offenbar auf einen Seitenweg der Aufklärung zu den Ausschweifungen der Revolution verirrt hatte, eine Sekte erheben konnte, die Allem, was schön und groß war, unter dem Vorwand, jede Spur der Vergangenheit zu verwischen, den Krieg ankündigte. In Lyon, welches der neuen Ordnung widerstrebt hatte, wurde am ausgelassensten gewüthet. Zwanzigtausend Menschen waren mehrere Monate lang unaufhörlich beschäftigt, zu zerstören, und, dem Bericht eines Agnaten von Robespierre zufolge *), jede Dekade 400,000 Livres blos zu Demolitionen ausgesezt. Auf dem schönen Platze Bellecour wurden mehr, als zwanzig große Gebäude niedergerissen, und die eine Seite von zwei ganzen Straßen in die Saone geworfen. Der Platz des Terraux, der Quai St. Claire wurden mit Trümmern bedeckt, die alten Mau-

*) Achard's Brief in dem Bericht des Repräsentanten Courtois.

ren der Stadt stürzten unter den Schlägen der Wüthenden zusammen. Die schönen Alleen an der Rhone und Saone wurden umgehauen, das, so pitoresk gelegene Schloß von Pierre Scize von seinem Felsen herabgeworfen, alle Denkmale der öffentlichen Dankbarkeit und des Verdiensts zerstört, und die besten Gemälde von Blanchet, Leblanc u. a. verbrannt. Una nox inter fuit inter maximam urbem et nullam, wiederholt ein Schriftsteller der Stadt das Wort, welches Seneka einst nach der Feuersbrunst ausgerufen hat, die zu seiner Zeit Lyon in Asche legte.

Das Andenken an die Periode des Schrekkens ist noch zu neu, als daß die Stimme des Unwillens und des Hasses verstummt wäre. Keiner von denen, welche Antheil an dem Unglück der Stadt hatten, dürfte es wagen, sich in ihren Mauren sehen zu lassen, und noch vor Kurzem bezahlte einer derselben, seine Verwegenheit, nur durchzupassi-

ren, mit dem Leben. Er wurde im Wagen erkannt, sogleich von der Menge herausgerissen, und in die Rhone geworfen. Seine Schwimmkunst half ihm nichts, denn als er an einem Waschschiff hinaufsteigen wollte, schlugen ihn die Wäscherinnen mit ihren Hölzern auf die Hände, daß er loslassen, und wirklich ertrinken mußte.

Nicht diese Begebenheit allein, sondern die ganze Geschichte der Stadt, und ihr Schicksal während der Revolution beweißt den kraftvollen, muthigen und geraden Karakter ihrer Bewohner. Immer zeichneten sie sich durch einen mächtigen Hang zur Freiheit aus, und Lyon genoß auch in seiner Verfassung viele Vorrechte, die den andern Städten von Frankreich fehlten. Ihre Anhänglichkeit an die Fürsten des Landes war vernünftig, und wenn sie sich auch eine Zeitlang gegen Heinrich IV. verfehlen konnten. so machten sie es durch ihre Reue und Treue wieder gut. Auch wußte dieser König ihren Karakter wohl zu

schätzen. Er nannte Lyon nur seine gute Stadt, und sagte ihren Bewohnern einst das schöne Wort: „meine Freunde, ich habe nicht das geringste Mißtrauen gegen euch; ich will keine Festungen unter euch als in euren Herzen; ich kann keine treueren Unterthanen, der Staat keine bessern Bürger haben. Ich war immer, was auch vorgefallen ist, überzeugt, daß ihr Franzosen seyd. Ihr habt es mir bewiesen. Die Ehre davon ist euer, und mein ist die Zufriedenheit, welche ein Fürst nur immer über die guten Dienste und den Gehorsam seiner Unterthanen haben kann. Fahret fort, mich zu lieben, und ich werde euch beweisen, wie sehr ich euch liebe, und wie mir nichts näher am Herzen liegt, als eure Ruhe.“

Mit ähnlichem Sinne, wie Heinrich IV, behandelt Napoleon I. die Stadt Lyon. Sie hatte das Glück, zuerst in Frankreich den Wunsch auszusprechen, daß er sich an die Spitze der Nation stellen möchte. Als er aus

Egypten zurückkehrte, kam er durch Lyon, und stieg nur auf einige Augenblicke in einem Gasthofe ab. Er glaubte unerkannt zu seyn, allein plötzlich hatte sich das Gerücht von seiner Anwesenheit durch die Stadt verbreitet. Das Volk sammelte sich in mächtigen Haufen, und in einigen Momenten war der Platz vor dem Hause von der Menge bedeckt, die ihn zu sehen wünschte. Er mußte auf den Balkon heraustreten, und sich dem Volke zeigen, welches laut seine Freude und seinen Wunsch bezeugte, und ihm damit die glücklichste Vorbedeutung seiner großen Zukunft gab.

Zu den neusten Beweisen von Anhänglichkeit, welche die Lyoner ihrem Monarchen zu geben suchten, gehört das Geschenk, das sie ihm mit der Insel Perrache machten. Zu einem Landhause ist die Lage ganz vortrefflich, und es soll auch in Kurzem ein Pallast mit den nöthigen Anlagen daselbst aufgeführt werden. Sie liegt unfern von der Vereinigung der beiden Ströme der Rhone und der

Saone, und gestattet auf allen Seiten die gefälligsten Aussichten. Auf der einen Seite irrt das Auge in die ungeheuren Ebenen der Dauphiné, und findet sich endlich auf des Montblanc's Spitze wieder; auf der andern liegt die fleißige Stadt mit ihren vielen Brükken und Quai's; drüben über der Saone ziehen sich die lieblichen Hügel der Etroits, die mit Gärten und Landhäusern bedeckt sind, bis gegen die Vereinigung der beiden Ströme herab, wo eine Brücke die Aussicht unterbricht, und sich an eine schöne Pappelallee anschließt, die mit der Rhone aus der Stadt kommt. Wer sich hier in den Schatten sezt, mag sich die Phantasie durch die großen Geschichten der Vergangenheit, oder das schwärmerische Leben eines unsrer Zeit so nahen, großen Mannes bewegen. Wo die beiden Ströme vereinigt fortfluthen, sezte Hannibal auf seinem berühmten Zuge nach Italien über das Wasser; und etwas weiter oben schlummerte einst Jean Jaques Rousseau süß

ermüdet vom Genusse dieser herrlichen Natur auf einem Steine ein, und erwachte erst den andern Morgen unter dem frischen Thau und dem Gesange der Nachtigallen. *) Es war mir wohl, auf dieser Stelle die Beschreibung einer der schönsten Szenen seines Lebens zu lesen: „der Abend war herrlich, und der Thau benezte schon das welke Gras. Kein Wind; die Nacht völlig ruhig. Die Luft war frisch, aber nicht kalt, der Himmel mit rothen Dünsten bemalt, welche die untergehende Sonne zurückgelassen hatte, und die sich, wie Rosenflor, im Wasser spiegelten. Auf den Bäumen der Terrassen saßen Nachtigallen, die einander antworteten. In einer Art von Extase wandelte ich, Sinne und Herz im Genuß von all diesen Schönheiten schwelgend, am Fluße hin. In meine süße Träumerei verloren, dehnte ich meinen Spaziergang bis

---

*) Confessions. Livre. IV.

in die Nacht hinein, ohne im geringsten zu fühlen, daß ich müde war. Endlich ward ichs inne, und legte mich behaglich in eine Art von Nische hinein, die sich in einer Mauer befand. Mein Betthimmel waren die Zweige der Bäume, und eine Nachtigall hatte gerade über mir Platz genommen. Unter ihrem Gesange schlief ich ein, und wenn mein Schlaf süß war, so war es mein Erwachen noch mehr. Es war heller Tag, und als meine Augen sich öffneten, sahen sie das Wasser, die grüne Fluren, die ganze herrliche Landschaft."

Die Insel Perrache, welche eigentlich im Mittelpunkt von alle diesem liegt, und in Zukunft zuweilen vielleicht der Aufenthalt Napoleons werden wird, ist noch durch ein feines Kompliment merkwürdig, welches einer ihrer Besitzer, Mognat, einst Ludwig XIV machte. Die königlichen Domänen glaubten Ansprüche auf dieselbe zu haben, und es war nahe dabey, daß Mognat sie verlor. Da wendete er sich mit folgenden Versen selbst an

den König, welcher natürlich der feinen Schmeichelei nicht widerstand.

Qu'est ce pour toi, grand Monarque
des Gaules,
Qu'un peu de sable et de gravier?
Que faire de mon île? Il n'y croit que
des saules,
Et tu n'aimes que le laurier.

Lyon ist zu einer Hauptstadt vortrefflich gelegen, und würde in einem Reich, das den ganzen Süden von Europa umfaßt, eine große Wichtigkeit gewinnen. Alle Hauptstraßen, durch welche Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien verbunden sind, durchkreuzen sich hier, und die mächtige Rhone strekt, wenn einst der große Napoleonskanal fertig seyn wird, von da ihre Arme nach allen Meeren und Flüssen unseres Erdtheils aus. Wer weiß, was die Zukunft noch Großes für diese Stadt gebären mag? — Schon war sie einmal der Stüzpunkt der römischen Weltherrschaft gegen den ganzen Norden; kann sie das

einer nordischen Macht nicht auch wieder für den ganzen Süden werden? Wer möchte nicht lieber an den Ufern der Rhone, als an denen der Seine wohnen? Et natos Rhodani lac probitatis habet!

Unter den verschiedenen Merkwürdigkeiten dieser Stadt ist mir die Kirche von St. Johann die liebste. Der gothische Styl ihrer Bauart ist auf das gefälligste durch den saracenischen gemildert, welcher ihr, neben aller Festigkeit, ein Ansehn von Leichtigkeit und Fröhlichkeit gegeben hat, wie er dem Karakter der Südländer auf den Gränzen des Nordens gebührt. Der Eintritt in das Gebäude ergreift das Gemüth mit ruhigem Ernste, und die angenehme Dämmerung, welche durch die farbigen Scheiben der Fenster bewirkt wird, empfängt den Menschen mit Gefühlen von Andacht, und Ahnen einer andern Welt, welche in grauem Dunkel über den Gränzen der jetzigen liegt. Hiezu stimmt noch die völlige Schmucklosigkeit der Kirche, wodurch das

Auge nicht zerstreut wird, nur das Ganze auf einmal die Seele ergreift. Die Unregelmäßigkeit des Schiffs, welches wirklich gegen die Mitte seiner Länge, wie ein Schiff, ausgebaucht ist, wird nur bey näherer Untersuchung sichtbar, und mag vielleicht sogar zu dem Eindruck mitwirken, den das Gebäude, vorzugsweise vor andern gothischen Werken der Art, macht. Bekanntlich wurden hier zwei Generalkonzilien gehalten, auf deren einem, sich die Griechen und Lateiner über einem ihrer Dogmen vereinigten, ohne darum die Hauptvereinigung erreicht zu haben. Die Domherrn dieser Kirche waren auch ehemals auf diesen und andere ihrer vermeintlichen Vorzüge so stolz, daß sie — weil sie von altem Adel seyn mußten — das Vorrecht behaupteten, nicht bey der Erhebung der Hostie auf die Knie sinken zu dürfen. Die Sorbonne verdammte diese Anmassung, und das Konseil gab ihnen durch Beschluß vom 23. August 1555 Recht.

In der Nähe dieser Kirche ging, noch bey Jedermanns Gedenken, eine Mummerei vor, durch die sich eine ganze, hellsehende Stadt lange betrügen ließ. Ein listiges Weib, Namens Didier gab sich für eine Sybille aus, ertheilte Orakel, an die man glaubte, und versicherte, daß sie blos von der Luft lebe. Sieben Jahre lang trieb sie dieses Spiel, und würde es wohl noch länger fortgetrieben haben, wenn sie nicht gestorben wäre, und die Eröffnung ihres Leichnams bewiesen hätte, daß sie nicht nur aß, sondern besonders vielen Branntwein trank.

Wie schon bemerkt, fragt man seit der Revolution nach manchen Kunstwerken, die ehmals in Lyon waren, vergebens. Dafür erzählt man auf gewissen Plätzen Anekdoten, welche immer auch durch das Lokal ein neues Interesse gewinnen. So führte man mich z. B. auf die Stelle, wo der Kardinal Richelieu, Cincmars und den jüngern de Thou enthaupten ließ. In Bezug auf

den letztern äusserte sich der rachgierige Priester, wie man sagt, durch das Wort: „De Thou, der Vater, hat meinen Namen in seine Geschichte gesetzt; ich werde den Namen des Sohns dafür in die meinige setzen.“ So stand ich auch in dem Dominikanerkloster, wo der Kardinal Jacques Dossat, Sohn eines armen Schusters von Cahors, seine Kollegen, die ihm die Ernennung des Pabsts, über die sie sich nicht vereinigen konnten, übertragen hatten, mit dem Ausspruch überraschte: ego sum Papa! und von ihnen wirklich als Johann XXII. anerkannt wurde. Nahe bei diesem Kloster zeigt man noch das Haus, in welchem ein Apotheker wohnte, der die Ehre hatte, Molieren den Namen zu seinem Apotheker, Fleurant, zu leihen. Ruhig stand jener unter der Thüre seiner Bude, als der muthwillige Dichter vorüberging, und ihm durch sein barokes Aussehn auffiel. „Wie heissen Sie, mein Herr?“ fuhr ihn dieser hastig an. „Wie, was?“ antwortete jener

erschrocken. — „Nun, wie Sie heissen?“ — „Ich heisse Fleurant.“ — „Ah,“ erwiederte Moliere lachend, „ich stellte mir doch vor, daß Ihr Name dem Apotheker in meinem Lustspiel Ehre machen müßte. Man wird lange von ihnen sprechen, Herr Fleurant.“

Unter die schönsten Anstalten dieser Stadt gehören die beiden Hospitäler, das Hotel de Dieu, und die Charité. Die Einrichtung ist äußerst zweckmäßig, obgleich schon sehr alt, und die Behandlung der Kranken die beste, die man wünschen mag. Die Betten sind alle von Eisen, und – eine Einrichtung, welche man selten sieht, so sehr sie auch durch die natürlichen Gefühle der Schamhaftigkeit geboten wird — mit Vorhängen umgeben. Die Bedienung geschieht durch Weiber, welche sich, meist aus Andacht, dem schönen Dienste weihen, und eine eigene sehr einfache und reinliche Kleidung haben, Es ist schon oft bemerkt worden, daß das andre Geschlecht sich besser zum Warten der Kranken anschickt, als

die Männer. Indeß konnte ich mich doch, als ich die vielen gesunden, jugendlichen Gesichter der Krankenwärterinnen sah, nicht enthalten, an den Korporal Trim zu denken, welcher, wie aus dem Shandy bekannt, durch ein wundes Knie einmal in sonderbare Verhältnisse mit seiner Wärterin gerieth. O die Tugend ist nur so lange sicher, als sie nicht versucht wird, und es gibt Augenblicke im Leben, die den Menschen unwiderstehlich, wie das Schicksal, beherrschen!

Diesen beiden Anstalten darf man übrigens die vorzüglichen Ärzte zuschreiben, durch die sich Lyon von jeher ausgezeichnet hat, welches die alte Wahrheit beweißt, daß sich eine praktische Kunst nicht besser, als durch praktische Übung, erlernt. Die Namen eines Laurés, Pouteau, Parisot u. A. werden in den Annalen der Arzneikunst eben so wenig vergessen werden, als der Ausruf des berühmten Sylva, den ihm die Menge der Lyoner Ärzte abzwang: que de loups pour si peu de brebis!

Die Regierung hat den Schaden an Gemälden, welchen die Stadt durch die Revolution erlitten hat, zu ersetzen gesucht, und in dem Pallast der Börse die Grundlage zu einer künftigen Sammlung gelegt, die aber, vorerst aus Mangel an Raum, nicht beträchtlich, und nicht gut geordnet ist. Man macht in derselben vorzüglich auf ein berüchtigtes Gemälde von Rubens aufmerksam, das sich ehmals in der Kapelle des penitens du Confalons befunden hat, und den Bilderstürmereien des Terrorismus glücklich entgangen ist. Es stellt den Erlöser am Kreuz vor, Magdalenen zu seinen Füssen. Die Geschichte der Kunst bewahrt eben so viel Abendtheuerliches, als die der Menschheit überhaupt, und es gibt in beiden Mährchen, denen man bei verschiedenen Völkern und Menschen und in verschiedenen Zeiten wieder begegnet. Von der Art ist z. B. die Sage, welche dem armen Künstler ein abscheuliches Verbrechen aufbürdet, um seinen Erlöser recht wahr kreuzigen

zu können. Er soll, sagt man, einen armen Teufel aus dem Volk gemiethet, um ihm als Model, nicht zu stehen, sondern am Kreuz zu hängen, und nachdem er ihn fest gebunden, ihm einen Dolch in die Brust gestossen haben, um die Zukungen eines Sterbenden desto treffender malen zu können. Man weiß, daß eine ähnliche Legende auch von dem Gekreuzigten des Michael Angelo erzählt wird, welcher sich bey den Karthäusern von St. Martin zu Neapel befindet. Welche rohe Begriffe von Kunst verrathen dergleichen Geschichten! Rubens Gemälde aber scheint beynah solche Gräßlichkeit zu rechtfertigen, da im Gesichte des Erlösers wohl die Verzweiflung eines Unschuldigen, aber nicht die Ruhe und Verklärung eines Sterbenden Gottmenschen ausgedrückt ist.

Offenbar würden aber dergleichen unsinnige Legenden längst aus der Kunstgeschichte verschwunden seyn, wenn es noch ein literarisches Tribunal gäbe, wie Caligula einst

in Lyon eines errichtet hatte. Es wurden Preise ausgesetzt, und diejenigen Schriftsteller, welche nicht so glücklich waren, sie zu erringen, genöthigt, ihre ganze Schrift mit der Zunge auszulöschen, oder zuweilen sogar in die Rhone geworfen — als wodurch man sie natürlich sehr behutsam machte, nie mit unreifen Produkten den Lohn des Gediegenen zu erwerben. Dieses geschah in der heutigen Straße d'Ainay, wo der berühmte, dem Kaiser August und der Göttin Rom erbaute, Tempel stand, von dem man noch in der Kirche d'Ainay schöne Überbleibsel sieht, und wo in späterer Zeit griechische Flüchtlinge eine Schule der Weisheit angelegt hatten, welche sie, aus Anhänglichkeit an ihr Vaterland, Athen nannten.

Bekanntlich schreibt man die Gründung der Stadt Lyon einer Kolonie von Griechen zu, die, 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, von Marseille aus an der Rhone heraufwanderten, und sich, — nach dem Beyspiel eines Flugs von Raben, den sie als Vor-

bedeutung annahmen — auf den Hügeln, am Zusammenfluß der Rhone und Saone, niederliessen. Würdiger ist indeß eine andre Angabe, die dieses Verdienst einem der Offiziere des Julius Cäsar, dem L. Manutius Plancus beymißt, welchem Cicero einst schrieb: „ich wundre mich gar nicht, daß du so frühe dir eine Achtung erworben hast, die gewöhnlich erst der Lohn eines reiferen Alters ist: immer war ja die Tugend deine Führerin, und das Glück deine Begleiterin.“ Welche Stadt wird nicht lieber ihren Ursprung von einem solchen Manne, als von einer Horde Abentheurer ableiten wollen, die sich durch einen Flug von Raben zur Wahl ihrer Herde bestimmen ließ?

Zuverläßig ist übrigens, daß man noch vor Kurzem — und vielleicht noch jezt — mancherlei Überbleibsel griechischer Sitten und Feste in dieser Gegend fand. In den ersten Tagen des Novembers z. B. in welchen die alten Griechen das Andenken an die Manen

der Verstorbenen ehrten, pilgerte man hier nach dem Magdalenen Kirchhof. Den 9ten Oktober läuft das Volk eine Stunde weit von Lyon nach dem Dorfe S. Denis, wo das Volksfest das Ansehn wahrer Luperkalien und Orgien gewinnt. Eben so war vor Kurzem noch von dem Frühjahrsfest der Alten, an welchem man mit brennenden Fakeln in den Händen die Feyer eigener Reinigung und Beruhigung todter Verwandten beging, bey den Landleuten etwas Ähnliches übrig geblieben. Sie durchliefen um diese Zeit mit Strohfakkeln ihre Gärten und verbrannten die Nester der Insekten an den Bäumen, wobey es dann sonst auch noch sehr lustig herging.

Die Seidenmanufakturen haben dieser Stadt hauptsächlich zu ihrem Rufe verholfen, und sind auch jetzt schon wieder in einer sehr blühenden Lage. Indeß ist es begreiflich, daß der gegenwärtige Zustand des Seewesens dieselben nicht sehr begünstigen kann, und es seufzt Jedermann der Zeit entgegen, wo der

Streit der Völker geendigt seyn wird. Aber die Revolution hat auch diesem Industriezweig eine Wunde geschlagen, die er sobald nicht verschmerzen wird. Während der Zeit, da alle Arbeiter unter die Waffen treten mußten, fingen diese an, sich an Völlerei und Müssiggang zu gewöhnen, und in der mehrjährigen Unterbrechung ihrer Arbeit verlernten sie dazu noch manche Feinheiten der Manipulation, die erst nach und nach wieder gewonnen werden müssen. Diese Bemerkung äusserte man mir an manchen Orten Frankreichs über verschiedene andre feinere Industriezweige, und es leuchtet in die Augen, daß so etwas nicht so schnell wieder gut gemacht wird.

Den Vorrang vor allen andern behaupten aber dennoch immer noch die Lyoner Stoffe, und die Vereinigung Piemonts mit Frankreich kann diesen Manufakturen nicht anders, als nützlich geworden seyn. Ihr Vorzug ist bekannt, aber der Enthusiasmus, mit welchem ein Schriftsteller dieser Stadt davon

spricht, hat mich lächeln gemacht. „Die schönen Stoffe von Lyon, sagt er, haben überall den Ruf, in ihrem wunderbaren Gewebe die Magie von Zeuxis Kunst, und selbst den Reichthum der Natur übertroffen zu haben.“

VII.

Paris, November 1807.

Ich machte die Reise von Lyon hieher mit dem Courier des Malles — einem Fuhrwerk, vor dem ich jeden Reisenden warnen will, wenn er nicht eine Pygmäen-Gestalt und einen Körper von Eisen hat. Schnell geht es von der Stelle, das ist unläugbar; aber man muß den Zeitgewinn theuer genug bezahlen. Der Courier des Malles ist der Briefkourier durch ganz Frankreich, hat ein Kabriolet, das auf zwei Rädern steht, eng, niedrig, sehr tief, und Schuß- und Hiebfest ist, weil es gewöhnlich mit Kupfer beschlagen ist. Die Hauptmasse des Kastens faßt die zahllosen Briefe und Päcke, die

besonders auf diesem Weg, von einer der gewerbsfleißigten Stadt eines großen Reichs nach einer Hauptstadt, deren Konsumtion in vielen Artikeln größer ist, als die von manchem Königreich, äusserst zahlreich sind. Vorne ist der Sitz des Kouriers, und eines Reisenden. Die Klappe, mit der das Fuhrwerk geschlossen wird, ist voll großer Taschen, in welchen die unterwegens abzugebenden und eingenommenen Briefe und Päcke beherbergt werden, und die daher, wenn sie etwas voll sind, unaufhörlich dem Reisenden auf den Knien liegen. Über, neben und unter ihm sind ähnliche Behälter, deren Inhalt ihn bei jedem Stoß, bei jeder Bewegung, welche er macht, schmerzhaft berühren. Er kann weder den Kopf erheben, noch die Beine ausstrecken, noch sich auf die Seite legen. Alles was ihm übrig bleibt, ist das Haupt auf die Brust sinken zu lassen, wenn er schlafen will; aber auch da hat er von Glück zu sagen, wenn er ohne Nasenbluten nach Paris kommt. Die Klappenthüre, welche vor ihm liegt, ist so hoch, daß

hundertmal des Tags die Nase auf dieselbe stößt. Dabey geht es dreimal vier und zwanzig Stunden Tag und Nacht fort, und muß er sich, wie ein Wurm, krümmen, damit sein Nachbar auch noch Plaz hat. Er kommt völlig gerädert in Paris an, und sein einziges Wohlgefühl besteht in dem Gedanken, nun von Ixions Rade los zu seyn.

Bey all diesen Plagen hatte ich noch unaufhörlich schlechtes Wetter, und einen Kourier zur Gesellschaft, dessen Herz gefühllos und zähe geworden war, wie eine Kourierpeitsche. Mocht ich klagen, so war die Antwort, es gehe ihm nicht besser; und als er mir vollends erzählte, daß er Jahre lang als Armeekourier gedient, und seine jetzige Stelle als einen Ruheposten erhalten habe, da mußte ich wohl schweigen, wenn ich des Mannes graue Haare ansah. Meine Gespräche mit ihm waren daher auch ganz eigenen Inhalts und von einem Lakonismus, der mich erst nachher lachen gemacht hat. Jeder Stand hat seine eigene Art, die Leiden dessel-

ben zu ertragen, und bey meinem Kourier drehte sich Alles um den Gedanken herum: wir sind nun bald in Paris. Ich erinnerte mich dabey oft an den jungen Gardanne, der den beschwerlichsten Theil seiner Reise nach Persien mit einem Missionnär machte, mit dem er häufig folgendes Gespräch hielt:

Gardanne. „Mein Pater, welch schlechtes Wetter!“

Der Missionnär. „Vertrauen wir auf die Vorsehung.“

Gardanne. „Heute müssen wir in einem Pferdestall schlafen.“

Der Missionnär. „Denken wir an den Stall in Bethlehem.“

Gardanne. „Dieser schlechte Weg will gar kein Ende nehmen.“

Der Missionnär. „Gott sey gepriesen! Lassen Sie uns vorwärts reisen.“

Mit geringen Veränderungen war dies der Trost, den ich von meinem Begleiter erhielt. Er besaß alle Talente seines Standes, konnte

schlafen, wann er wollte, essen, wann etwas da war, fluchen, wann er es mit einem geduldigen Postillon zu thun hatte, schweigen, wann ihm dieser antwortete: er wisse nicht, warum er für das elende Trinkgeld eines Kouriers seine Pferde zu Grunde richten sollte. Von Frohsinn war gar keine Rede; nur ein einzigesmal sah ich ihn lächeln, und dies war in dem Wald von Fontainebleau. Diese Erscheinung war mir so neu, daß ich ihn nach der Ursache fragte. Er erzählte mir sie, was er — wie ich nachher hörte — jedesmal auf dieser Stelle that, und da die Geschichte, welche diese Wirkung auf seine Laune machte, wirklich merkwürdig ist, so will ich sie ihm nacherzählen, um wenigstens auch etwas über diesen Weg sagen zu können.

Der Graf von Flamarens hatte sich aus dem Kriegsdienst zurückgezogen, und lebte in der Gegend von Moulins von einem für seinen Namen unbedeutenden Vermögen. Ein Prozeß, den er schon vor mehreren Provinzial-Tribunalen gewonnen hatte, nöthigte ihn, selbst

nach Paris zu gehn. Er reiste zu Pferde und in kleinen Tagreisen. So gelangt er in den Wald von Fontainebleau, und auf die Stelle, wo mein Kourier nach beinah dreimal vier und zwanzig Stunden zum erstenmal eine muntere Stirne gezeigt hatte. Mit ihm zugleich sieht er viele Menschen zu Pferde ankommen, welche alle einen Seitenweg in den Wald einschlagen. Die Neugierde zieht ihn ihnen nach, und er erreicht einen freyen Plaz, Fort de la Biche genannt, wo er eine Menge, meist schlecht gekleideter Menschen findet, die ihre Pferde bereits an die Bäume angebunden haben. Sein erster Gedanke ist, daß er mitten in eine große Räuberbande gerathen sey. Fliehen konnte er nicht mehr, denn es kamen immer noch viele solcher Leute auf allen Seiten her. Er entschließt sich daher, sich gerade, wie diese zu verhalten, um das Ansehn zu haben, als ob er zu ihnen gehöre, steigt ab, und bindet sein Pferd gleichfalls an einen Baum. Inzwischen vermehren sich seine Besorgnisse, da er sieht, wie sich Aller

Augen auf ihn richten, und die ganze Gesellschaft in Gruppen zusammentritt, und ihr Gespräch ihn allein zum Gegenstand zu haben scheint. Er verliert seine Fassung nicht, und tritt Einem, der von der größten Gruppe weg auf ihn zukam, keck entgegen. „Was wollen Sie hier?“ fragt ihn dieser. — Wahrscheinlich, was Sie hier wollen; gab ihm der Graf mit Festigkeit zur Antwort.

Der Mann ging auf diesen bündigen Bescheid zu seiner Gesellschaft zurück, und kommt, nach einiger Unterredung mit derselben, wieder auf ihn zu. Mit größter Höflichkeit bietet er dem Grafen zweihundert Louisd'ors an, wenn er sich entfernen wolle. Nun erst wird diesem sein Abentheuer klar, und er antwortet auf gerathewohl: „dies ist nicht genug!“ Man tritt wieder zusammen, flüstert sich lange in die Ohren, und schlägt ihm endlich 500 Louisd'ors vor. Er nimmt sie an, erhält sie unter tausend Höflichkeiten sogleich baar, und setzt seine Reise fort. Noch konnte er den Vorfall nicht ganz

begreifen, und erkundigte sich daher in Melun, was denn in dem Wald von Fontainebleau vorginge? Da erfuhr er dann, daß ein großer Theil des Waldes verpachtet werden sollte, und schließt natürlich daraus, daß ihn jene Gesellschaft für einen gefährlichen Konkurranten angesehen hatte.

Mit diesem Glück konnte der Graf zufrieden seyn; allein mein Erzähler machte dabey die eben nicht ganz neue, aber nicht immer ganz wahre, Bemerkung: daß kein Glück allein komme. In Paris angelangt, sieht sich der Graf genöthigt, seines Prozesses halber, nach Versailles zu gehn, und sich Gehör bey einer Behörde zu verschaffen. Dieß war eben nicht ganz leicht, da er keine Bekanntschaften am Hofe hatte, und die Subalternen oft unzugänglicher sind, als die Monarchen selbst. Verlegen steht er in der großen Gallerie des königlichen Schlosses, da kommt ein gut gekleideter Mann auf ihn zu, ergreift seine Hand, und will sie küssen. Wie, Herr Graf, ruft der Unbekannte aus, ich habe das Glück, Sie

wieder zu sehen? Was führt Sie nach Versailles.

Der Graf sieht den Mann genauer an, und erkennt in ihm seinen ehemaligen Kammerdieneren, Barjac. Verwundert fragt er ihn: welches Glück er, nach seinem Äussern zu urtheilen, gemacht habe? — Da fand sich denn, daß Barjac erster Kammerdiener bei dem Kardinal Fleury, dem allmächtigen Minister Ludwigs XV. war, und Alles über seinen Herrn vermochte.

Der Graf freut sich natürlich darüber, ihn in so guten Umständen zu finden, und erzählt ihm den Anlaß seiner Reise. — Wie glücklich bin ich, Ihnen nüzlich seyn zu können! rief Barjac. — Du? frug der Graf; und wie denn? — Ich bin der erste Kammerdiener des Kardinals, und Se. Eminenz beehrt mich mit besonderer Gnade. Erlauben Sie mir, Sie ihm vorzustellen, und ich getraue mir, Sie zu versichern, daß es Ihnen nützlicher seyn wird, als wenn dieß durch den ersten Pair von Frankreich geschähe.

Der Graf nimmt das Anerbieten an. Der Kardinal empfängt ihn aufs beste, er muß alle Tage an seiner Tafel erscheinen, und sein Prozeß erhält natürlich in Kurzem die günstigste Wendung.

Der Graf wollte wieder abreisen, allein der Kardinal hatte sich an seine Gesellschaft gewöhnt und ihn lieb gewonnen. Ich vermisse ihn sehr ungern, sagte Fleury eines Morgens zu Barjac. — Ew. Eminenz können ihn ja leicht zurückhalten, antwortet dieser, wenn Sie ihm die Mittel verschaffen, am Hofe leben zu können. — Ich weiß keins. — Darf ich es wagen, Ew. Eminenz eines vorzuschlagen? Es ist ganz im Geiste von des Grafen Glücke.

Und nun erzählte er ihm die obige Geschichte, und sezte, da sie den Kardinal sehr belustigt hatte, hinzu: Morgen werden die General-Pachtungen vergeben. Erlauben Ew. Eminenz, daß der Graf in Ihrem Wagen, mit Ihren Pferden und Bedienten sich im Louvre einfindet,

und sieht, ob sich ihm kein glücklicher Zufall anbietet?

Der Kardinal lachte, und gab die Erlaubniß.

Der Graf erfährt die Sache durch Barjac, und dieser begleitet ihn. Die Konkurrenten sind schon versammelt, als der Wagen in den Hof vom Louvre fährt, in welchem bekanntlich nur die der Prinzen vom Geblüt, der Kardinäle und der Minister den Zugang hatten. Jedermann läuft neugierig an die Fenster. Man ist erstaunt die Livree des Premierministers und dessen ersten Kammerdiener mit einem Unbekannten aussteigen zu sehen. Die Pächter erschrecken über diese Erscheinung. Sie glauben, daß er im Namen des Kardinals komme, und sehen ein, daß sie sich gegen diesen Konkurrenten nicht halten können.

Sie treten zusammen, besprechen sich mit einander, und sind am Ende der Meynung, daß der Graf ein Mann seyn dürfte, mit dem man sich abfinden könnte. Er tritt in den

Saal, und sezt sich mit seinem Begleiter bescheiden in eine Ecke. Da nähern sich ihm mehrere der Anwesenden mit großer Höflichkeit, und suchen, unter mancherley Vorwand, den Grund seiner Gegenwart zu erfahren. Er antwortet geheimnißvoll, und sie sind nicht klüger, als zuvor. Endlich tritt wieder einer zu ihm, macht eine lange Einleitung, und schließt mit den Worten: „er müsse ihm gestehen, daß seine Erscheinung der Pachtgesellschaft sehr auffalle, indem die Zeiten gar zu schlecht seyen. Er bitte ihn daher, ihm zu sagen, ob er als Organ einer höhern Autorität hier sey; denn in diesem Fall würde man es nicht wagen, einen Schritt zu thun; wäre er aber für sein eigenes Interesse hier, so habe er den Auftrag von der Gesellschaft, ihm 300,000 Livres anzubieten, wenn er von der Rivalität mit ihnen abstehen wolle.“

Der Graf macht Anfangs den Bedenklichen, gibt aber am Ende sein Wort, und erhält augenblicklich die nöthigen Papiere. Damit

kaufte er sich eine einträgliche Hofcharge, und brachte seine Familie, durch die weitere Protektion des Kardinals, zu einem ansehnlichen Glück.

VIII.

Blick auf die Zeit.

Paris, im Februar 1808.

Als ich aus Italien nach Frankreich kam, näherte ich mich an einem sehr neblichten Morgen der Stadt Lyon. Auf dem ganzen Wege hatte ich Gensd'armes unter den Waffen und Postpferde bestellt gefunden. Es hieß allgemein, daß die Königin von Neapel jeden Augenblick auf ihrer Rückreise dahin ankommen müßte. Auch im Publikum hatte man zu Mailand und Turin die Hoffnung aufgegeben, den Kaiser sobald zu sehen, und ich wurde in der gleichen Meynung während meines Übergangs über den Mont-Cenis bestärkt, wo ich gar keine Anstalten

für die Reise eines Monarchen bemerkte, so nöthig sie auch das Wetter und der viele Schnee, welcher gefallen war, machte. Einem Reisenden sagt man auch nicht immer die Wahrheit, wenn man sie gleich weiß, und so kam ich in die Gegend von Lyon, ohne etwas Näheres zu erfahren. Auf der lezten Station vor dieser Stadt erst fand ich eine Menge Pferde, welche, wie es hieß, für die Königin von Neapel angeschirrt standen. Etwas weiterhin begegnete ich einigen Reitern in bürgerlicher Kleidung, und in der Entfernung leuchteten mehrere Laternen durch den Nebel hindurch. Nun kamen drei große Reisewagen mit zwei Kabriolets und etwa zehn Mann Gensd'armes Bedeckung. Der zweite Wagen ists, sagte mir der Kourier, mit dem ich reiste, da sizt er drinnen! — So spricht man häufig in Frankreich von Napoleon, und Jedermann versteht es. Er ist der Mann ausschließungsweise und verdient das auch. Natürlich sah ich ihn nicht. Aber es kam mir sehr unerwartet vor, ihn mit so ge-

ringer Bedeckung reisen zu sehn. Meine Überraschung floß also auch aus den vielen Irrthümern, welche über ihn im Umlaufe sind.

Er blieb etwas über einen Monat in Italien. Wieviel ist während der Zeit geschehen! Es war ja nicht leicht ein unbedeutender Ort, durch welchen er kam, der nicht durch irgend eine wichtige Verordnung die rastlose Thätigkeit dieses Mannes bezeichnet hätte.

Während dieser kurzen Zeit durchreiste er beinahe sein ganzes Königreich Italien, und ließ, wo er durchkam, auch nicht den geringsten Umstand in Bezug auf innere Administration unbeachtet. Zu gleicher Zeit war der Kourierwechsel mit allen Regierungen des festen Landes so lebhaft, als jemals; mußte er gleich einer Menge von Festen beywohnen, die die Bewunderung und Liebe seiner Unterthanen veranstaltet hatte, und dennoch, während er überall war, geschahen die wichtigsten Ereignisse eines ganzen Jahrs, entweder von ihm selbst bestimmt, oder von ihm auf eine Weise geleitet, daß sie in seiner

Hand beynahe zu Allem wurden, was er haben wollte.

Aber nur erst in Rücksicht auf Italien. Unter seinen Arbeiten für das Wohl dieses Königreichs steht das, was er für Venedig gethan hat, oben an.

Diese, einst so blühende, so mächtige Stadt, war besonders seit der Besitznahme Oestreichs, — welches mit allem Grund, wie die Folge bewiesen hatte, wenig Vertrauen auf die Erhaltung dieser Provinz hatte, und die Vortheile ihrer Lage am adriatischen Meere lieber Triest zuzuwenden suchte, — sehr tief herabgesunken. Das baare Geld war verschwunden, der Handel durch den Mangel desselben und andere Einschränkungen völlig gelähmt, und es schien, als ob die Prophezeyung des Gauricus, daß Venedig gegen das Jahr 1800 auf dem Sand sitzen würde, in trivialer Bedeutung dieses Ausdrucks wahr geworden wäre. — Napoleon machte nur einen Aufenthalt von wenigen Tagen in dieser Stadt,

und dennoch wurde während desselben das Meiste gethan und beschlossen, was ihr wieder aufhelfen mußte. Außer der, für italienischen Städterstolz gar nicht übel berechneten Ehre, daß der Vizekönig forthin ihren Namen tragen sollte, kam nun die definitive Eintheilung der Departements des adriatischen Meeres zu Stande. Venedig wurde, was es so lange vergeblich von der österreichischen Regierung erfleht hatte, zum Freihafen erhoben, und die Fortsetzung und Beendigung des berühmten Damms von Palästrina, welcher, der großherzoglichen Inschrift zufolge:

Ausu romano,

Aere veneto.

nur angefangen war, beschlossen. Es war dies eines der dringendsten Bedürfnisse, dem eine sorgfältige Regierung abhelfen mußte; indem die Meereswellen immer gefährlicher an dem Lande nagten, und einen großen Strich schöner Ländereien und glücklicher Menschenwohnungen zu verschlingen drohten.

Außer der Zusammenberufung der drei Wahlkollegien des Königreichs Italien und einer Menge anderer, auf Auszeichnungen des Verdienstes und innere Administration sich beziehender, Beschlüsse, sind besonders die Dekrete merkwürdig, welche von Turin (den 27. Dezember) datirt sind. Sie bringen mehrere alte Wünsche und kühne Plane in Erfüllung, welche allein schon hinreichend wären, eine ganze Regierungszeit zu ehren.

Das Wichtigste darunter bestimmt die Anlage eines Kanals, durch welchen der Po mit dem mittelländischen Meere, und dieses also mit dem adriatischen in Verbindung gesetzt wird. Wie wohlthätig ist diese Unternehmung, wie folgenreich aber besonders auch für Süddeutschland, das nun in kürzerer Zeit und mit ungleich geringern Kosten und Gefahren mit der westlichen Küste Italiens, mit Frankreich und Spanien kommuniziren wird. Den größern Vortheil hiervon muß aber Venedig erhalten, das sich somit zum Zwischenort einer der größten

Handelsstraßen, — wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, — zwischen dem Osten und Westen erhebt.

Nicht von so weit aussehendem Nutzen, aber von den wohlthätigsten Folgen für diese Länder selbst, müssen die vielen Brücken seyn, welche ein anderes Dekret vom nämlichen Tage zu bauen befiehlt. Wer je in den drei nassern Jahrszeiten von Mailand nach Turin gereist ist, konnte von Glück sagen, wenn er nie durch die vielen Ströme dieses Landes aufgehalten wurde, die man sämmtlich auf Fahrzeugen passirt, aber, wenn das Wasser hoch ist, doch nicht passiren kann, weil sie gar zu große Erdstrecken überschwemmen. So werden nun Brücken über den Po, über die Doria, die Sesia, Bormida und die vielen andern Wasser zwischen Vercelli und Turin geschlagen, die Chausseen, wo es nöthig ist, erhöht, und muß durch Vertiefung der Flußbette auch das benachbarte Land vor den Überschwemmungen mehr gesichert werden, als bisher.

Die großen Anstrengungen und Aufopferungen, mit denen man die gefährlichen Bergstraßen über den Mont-Cenis, den Simplon und Bernhard fahrbar gemacht hat, kann nur der gehörig schätzen, welcher diese Bergpfade noch vor sechs Jahren aus eigner Ansicht kannte; denn darin besteht eben die Größe dieser Werke, daß man unbemerkt über Abgründe und an Felsenwänden hinkommt, neben denen sonst ein berggewohntes Thier nur mit größter Vorsicht seinen Pfad suchte. Nun kann man aber überall mit Wagen fahren, und die Senkung der Straße ist über diese himmelanragenden Gebirge so unbedeutend, daß man sie im stärksten Trott ohne Gefahr zurücklegt. So viel vermochte der Geist einer energischen Regierung, die keine Hindernisse kennt, als die des Unmöglichen. Aber Alles vermochte sie dennoch nicht; denn im Winter bringen Schnee und Stürme neue Gefahren, denen keine menschliche Kraft ganz begegnen kann. Diese Gefahren sucht nun ein Dekret vom nämlichen Tage zu

verringern, indem es in diese unfruchtbaren Gebirge Kolonien zu ziehen sucht. Nirgends ist der Mensch den Zufällen ohne Rettung preisgegeben, wo er nicht allein ist; und wo Viele beisammen sind, widersteht man den meisten Gefahren In diesem Sinne befiehlt die Regierung also nicht. Sie bietet Vortheile an, und gestattet denen, welche sich entschließen wollen, sich auf der Spitze des Mont-Cenis niederzulassen, einen Umfang von Freiheiten, die man nirgends sonst erhalten kann. Man gibt ihnen Land, um sich anzubauen, sie sind, wenn sie sich entschließen, die Zeit vom 1. Oktober bis zum 1. April des Jahrs hier zuzubringen, für dasselbige von allen Kontributionen und Taxen, selbst für alle Güter, die sie sonsten besitzen, befreyt. Außerdem werden an der ganzen Straße hin Zufluchtshäuser gebaut, Kasernen für 1200 Mann Truppen errichtet, und man sucht überhaupt alles Mögliche zu veranstalten, um diese öden Gegenden zu beleben, und den Reisenden nie mehr in

den Fall zu setzen, sich allein glauben zu müssen.

Während dieser Zeit wurde über zwei Königreiche entschieden, und diese großen Veränderungen, auf die ich einzeln wieder zurückkommen werde, haben für die Reise des Kaisers auf alle Fälle das Merkwürdige, daß die eine, die Flucht des Regenten von Portugal, für Napoleon wenigstens nichts Unerwartetes war, weil er sich sonst gewiß nicht so weit von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt haben würde; und die andere ihm ein Königreich zuwandte, über dessen Schicksal er seinen Willen noch nicht bekannt gemacht hat.

Auch fällt in diese Zeit das ewig merkwürdige Dekret von Mailand vom 17. Dezember, wodurch die brittischen Inseln in Blokadezustand erklärt werden. Auch hiervon erst später etwas mehr. Für jezt nur noch Einiges über die unbegreifliche Thätigkeit des Kaisers.

Jedermann weiß, daß Fürsten bequemer reisen, als wir andern kleinen Reisenden,

welche alle in Yoriks Klassifikation ihren Platz finden müssen. Mancher dürfte daher sagen, daß dergleichen Beschlüsse zwar immer für die umfassendste Umsicht eines Fürsten zeugen, aber daß er sie auf seiner Reise mit gleicher Bequemlichkeit, wie in den Tuilerien, hätte geben können. Das ist nun ganz wahr; allein man muß bedenken, daß, um dergleichen Verordnungen nützlich und nöthig zu finden, es zuerst einer Aufmerksamkeit auf der Reise bedurfte, die man gerade nicht sehr häufig findet, daß, um sie zu geben, noch mancherley Lokalrücksichten erwogen werden müssen, die der Fürst zwar nicht in ihrem ganzen Detail einzusehen braucht, aber wo es doch wenigstens unerläßlich war, daß er sich durch die Reise nicht so weit zerstreuen ließ, um sie ganz zu vergessen. Ferner findet man bey näherer Prüfung dieser Arbeiten, daß die völlig überdachte Entscheidung dennoch Kenntniß einer Menge von Details voraussezt, und daß jene von einer Größe ist, die nicht aus gewöhnlichen Köpfen entspringen

kann. Der Plan der Reise selbst dürfte vielleicht von der Art seyn, daß er nur in dem Geiste eines Mannes, wie dieser ist, zu dem gewöhnlichen Geschäfte des Tages gehören kann. Überdies beweisen andere Dekrete, daß ihm zu gleicher Zeit nichts in dem ganzen weiten Raum seines Reichs ferne geblieben, und daß er die Wichtigkeit fremder Verhältnisse über der nähern Sorge für zwei ansehnliche Staaten nicht vergessen hat. Kurz, nur ein Mann ohne Leidenschaft, ohne Liebhaberey, ohne Hang zum Vergnügen, nur ein Regent im höchsten Sinne des Worts, vermag so zu reisen.

Wer, nach dieser Reise bloß, Napoleons Thätigkeit abmessen würde, möchte wohl immer ein großes Resultat gewinnen; kennt er aber sein besonderes Leben, die Geschichte jedes einzelnen seiner Tage, so kommt er auf ein ganz anderes. Mancher ist noch verblendet genug, in ihm bloß den mächtigen Feldherrn zu sehen, der mit richtigem Ueberblick auch in den vorzüglichsten Fällen der Politik entscheidet. Aber die-

ser weiß nicht, daß in ganz Europa nichts gethan, nichts Gedachtes und richtig Beobachtetes zum Licht befördert wird, wovon er nicht die genaueste Kunde hat, daß es unter allen gebildeten Nationen unsers Welttheils beinah keinen Mann von Talent und Verdiensten gibt, von dessen Namen, Werth und Verhältnissen er nicht das Wesentlichste kennt. Die Kriegskunst ist ein Handwerk, wie jedes andere, und es ist immer der Mühe werth, wenn ein Mann sein Handwerk aus dem Grunde versteht. Das wird nun Napoleon Niemand absprechen. Aber wer da glaubte, daß ihm der Zustand der berechneten Kräfte Europa's wichtiger, als alles Andere sey, daß er nur diese in ihrem ganzen Umfang kenne, daß ihm die Kraft der Geister, die, zwar leise, aber desto tiefer arbeitende, Wirkung der Beobachter und Denker gleichgültig sey, der irrt sich sehr. Was nur immer in allen Fächern der umfassendsten Staatskunst bey allen Völkern unsers Welttheils in That und Wort geschieht, davon ist er aufs Genaueste unterrichtet. Wie er

überhaupt seine Menschen zu wählen versteht, so versagt ihm seine Kunst auch da nicht, wo es darauf ankommt, Männer zu finden, die er zu Dollmetschern zwischen sich und den Gedanken aller Nationen Europa's machen will. Durch sie erhält er immer in wenigen Bogen das Gediegenste, was die Gesammtlitteratur zu Tage fördert. Denke man sich aber ja nicht unter dieser Anstalt eine Art von Litteraturzeitung, und bemerke, daß auf einem Büreau solcher Art nur Männer arbeiten, die das praktische Leben so gut kennen, als das litterarische, daß hier nichts Werth hat, was nicht von diesem in jenes eingreift, daß sie nicht an einseitigen Schulsystemen hängen, sondern eine freye, allgemeine Ansicht zu ihrem Geschäft bringen müssen, welche eben so wenig eine litterarische Parthei, als einen Nationalunterschied kennt, daß sie für einen Mann arbeiten, der klarer sieht, als das Publikum, und im Stande ist, aus einem Bogen Auszugs eben so richtig über seinen litterarischen Mittelsmann, als über den Litterator

selbst zu urtheilen, hauptsächlich aber, daß es in der Nähe eines solchen Geistes keinen höhern Lohn gibt, als seine Zufriedenheit zu verdienen, und daß er unaufgefordert den, dem es gelungen ist, belohnt, ohne daß er erst nöthig hat, sich durch mancherley Umwege das zu erwerben, was er zu einer ehrenvollen, wohlverdienten Existenz bedarf.

Offenbar gehört auch die umfassendste Einsicht in alle Wissenschaften des Staatsrechts, Völkerrechts und anderer, ihnen verwandter, Fächer dazu, um Schöpfer ganz neuer Systeme zu werden, wie er es ist. Wer hat vor ihm die schöne Idee, daß in Seekriegen das Privateigenthum eben so geschont werden müsse, wie in Landkriegen, aufgestellt? Vielleicht kommt eine Zeit, wo sich alle Nationen Europa's zu einem menschlichen Seerecht vereinigen; wenn es aber auf solche Basen gestellt wird, so verdanken sie es bloß dem Kaiser Napoleon.

Was man auch immer sagen mag, der Krieg gegen England ist die Angelegenheit des ganzen

festen Landes, und wenn es Napoleon gelingt, es zu demüthigen, so ist für Europa, und besonders für Deutschland, ein Schlag geschehen, der nur im Anfang, wie eine elektrische Erschütterung, schmerzlich, aber für einen bestimmten Krankheitszustand heilsam seyn wird. Mag der deutsche Fleiß alles versuchen, um seine Manufakturen in die Höhe zu bringen, es wird ihm nie gelingen, so lange England im Stande ist, sie durch eine einzige Maasregel, wie die, unter dem Preiße zu verkaufen, wieder zu zerstören. Wir haben das Beispiel davon gesehen. Aber wie viele Beispiele stehen noch unbenützt da, und wann wird man einmal anfangen, die Gegenwart so zu nehmen, wie sie ist, statt in Träumen von der Vergangenheit und Zukunft die köstliche Zeit zu verlieren? Es ist lächerlich, in Großbrittanien eine Art von Gegengewicht gegen eine europäische Universalmonarchie zu sehen. Was in aller Welt liegt den Engländern daran, wie es jenseits ihres Kanals zugeht, wenn nur die Geldströme von daher zu

fließen nicht aufhören? Ich sehe nicht ein, warum sie nicht auch in Europa Sklaven kaufen würden, wenn es möglich wäre; warum sie gegen die Europäer eine andere Politik haben sollten, als gegen die Indier; warum eine Nation, welche in Asien ganze Völker und Regierungen durch alle Künste der List und Gewalt unterjocht hat, und das drückendste Kolonialsystem gegen sie ausübt, von Erhaltung der Unabhängigkeit und Freiheit europäischer Regierungen sprechen kann. Begreifen läßt sich wohl, warum sie diesen Schild aushängt; aber wie man sich dadurch täuschen lassen kann, das will mir immer schwer werden, zu glauben; denn wie kann ich in der Verfechtung der bloßen Sache des Nationalstolzes, des Nationalhasses und des kaufmännischen Interesses etwas anders, als nur Leidenschaft, Eigennutz und Verachtung alles Nichtenglischen erblicken.

Was aber die Engländer auch immer unternehmen mögen, und wie lange sie auch dem tödtlichen Schlag ausbeugen werden, so geht die

Zeit doch ihren Gang fort, und verarbeitet die Materialien, welche sie gesammelt hat, zum fertigen Werke. Das große Staatensystem Napoleons tritt immer kraftvoller und zusammenhängender hervor, und vielleicht ist gerade jetzt die Periode, da es einen Punkt erschwungen hat, wo eine völlige Umänderung Europa's nur noch die Verabredung zweier Kabinete seyn kann. Auf welche Weise sie sich auch entwickelt, so muß für unsern Welttheil wenigstens eine lange Ruhe der Lohn für so viele schmerzhafte Operationen werden.

Daß wir uns dabey an manche andere Ansichten gewöhnen müssen, wird uns wenigstens für die Zukunft nicht unheilsam seyn; denn wenn wir auch viel von dieser hoffen müssen, so ist für den Augenblick der größte Gewinn nur der, die Gegenwart richtig zu schätzen, und weder Vorurtheile noch Privatleidenschaften sich in ein bloßes Verstandesgeschäft mischen zu lassen. Geht auch die bisherige republikanische Form des großen europäischen Völkerstaates in eine

monarchische über, so ist vielleicht gerade jetzt die Zeit, wo der Satz: „daß für eine einzelne Nation, deren Sittenverderben mit der Geistesbildung vorgeschritten, nur die monarchische Verfassung heilsam ist“ eine Anwendung im Großen leidet, die freilich unsanft an manche Vorstellungen rühren muß, aber mit der Unbarmherzigkeit der Wahrheit da steht, welche nie sich an uns gewöhnt, an die aber wir uns immer gewöhnen müssen.

Welcher Mißdeutungen dergleichen Ideen fähig sind, weiß ich nur zu gut. Die Furcht davor wird mich indeß nie abhalten, sie zu äussern. Wenn sie aber irgendwo natürlich entstehen müssen, so ist es hier, unter einer Nation, welche am wenigsten im Ganzen so was zu begreifen fähig ist, und, wenn sie ihren Kaiser auch bewundert, ihn doch nie verstehen wird.

Ein in der Geschichte ganz einziges Ereigniß ist das Edikt Napoleons (Mailand) vom 17. Dezember 1807. Es ist die gefährlichste Repressalie, die er der brittischen Anmaßung entge-

gen zu setzen sich genöthigt sah, und träte, nach ihrem Beispiel, aus allen bisherigen Grundsätzen des Völkerrechts heraus, wenn es nicht durch die Einstimmung aller Fürsten von Europa sanktionnirt wäre. Es erklärt die brittischen Inseln und alle ihre Kolonialbesitzungen in den Blokadezustand zu Wasser und zu Lande, und isolirt die Engländer sonach mitten unter allen gebildeten Nationen Europa's. Jedes Schiff, das aus englischen Häfen kommt, oder dahin bestimmt ist, welcher Nation es auch immer angehört, wird als gute Prise erklärt. Freilich wird sich die Folge dieses Schritts erst später fühlbar machen, und die Engländer, die sich nun über alles das wegzusetzen scheinen, mögen noch Zeit genug bekommen, es zu bereuen. Alle ihre Geschwader sind nicht hinreichend, um diesen ungeheuern Krieg zu bestehen, und die Flotten ihrer Feinde laufen dennoch täglich aus, ohne daß sie es verhindern können. Wenn diese sich einmal unversehens auf einem Punkte vereinigt haben, was ist ihnen alsdann nicht möglich?

Weit mehr, als eine, in ihrem Hochmuth und ihrer Verachtung alles Nichtbrittischen verblendete, Nation sich träumen läßt, die völlige Demüthigung eines Handelsstaats, der die ganze übrige Welt entweder als seine Arbeiter, oder als seine Schuldner anzusehn gewohnt ist; die Losgebung der Freiheit aller Meere, welche die Natur heischt, und die Anmaßung zwar wohl auf einige Zeit, aber nie lange zu fesseln vermag.

Als ich nach Paris kam, war das Schicksal von Kopenhagen noch so ziemlich neu, und der allgemeine Unwille, der nie gemildert werden wird, brach dazumal noch stärker in Worte und Verwünschungen aus. Die Redner der Nation erklärten diese That für den Schandfleck eines ganzen Jahrtausends, für das blutigste, politische Verbrechen, die schändlichste Geburt eines Systems, das man bisher mit Unrecht durch das Wort Macchiavellismus bezeichnet hat. O wie leicht macht es diese Nation dem französischen Kaiser, seine Verachtung und seinen Haß zur

allgemeinen Stimmung von Europa zu machen, und einen, anscheinend bloß zwischen Frankreich und England bestehenden, Krieg zur Sache der ganzen Menschheit zu erheben! Freilich, wenn man einmal so weit gegangen ist, muß man entweder weiter gehen, oder die Waffen niederlegen, und dazu versteht sich kein Volk, welches seine Kriege durch eine Handvoll Wagehälse und durch bloße Geldaufopferungen führt. Nie straft der Stolz durch eine solche Bekehrung seine vergangenen Unthaten, und es gibt in der Geschichte der Nationen, wie im Leben Einzelner, ein Ziel, wo man nur zwischen Verbrechen und Zernichtung zu wählen hat. Aber nur so kann man sich diesen gewaltthätigen Angriff einer braven, arbeitsamen und allgemein geachteten Nation erklären; doch wird er dadurch freilich um nichts entschuldigt, und die tiefste Verachtung um nichts gemildert.

Wirklich hat sich auch der alte Nationalhaß nie gerechtfertigter in Frankreich gegen die Engländer erhoben, als um diese Zeit. Wie ist so

etwas möglich? frug Jeder. Ihr braucht nur dieses Volk zu kennen, um es begreiflich zu finden, antworteten die Blätter des Tages, und hielten ihren Lesern eine Reihe von Gemälden ihrer Feinde vor. Waren diese auch nicht immer ganz richtig, so sind sie dennoch für den Beobachter merkwürdig, um in ihnen zu erkennen, wie der Großtheil eines Volks die Bewohner von Großbrittanien ansieht, und in so fern erlaube ich mir auch, hier einige Stellen aus ihnen auszuheben.

„Es ist bekannt, daß die englische Konstitution in drei Äste eingetheilt ist, die auf dem nämlichen Stamm befestigt sind, und Voltaire sagte:

Aux murs de Westminster on voit regner ensemble
Trois pouvoirs étonnés du noeud, qui les rassemble.

Der König macht den Schwerpunkt, an welchem die übrigen Körper alle hängen. Die Regierung, dem Ansehen nach beschränkt, ist

in der Wirklichkeit völlig absolut. Die Bestechung geht bey ihr über Alles."

„England ist gegenwärtig die älteste Monarchie. Ihre Geschichte theilt sich in drei Epochen. Die erste bildet den Uebergang von der römischen Oberherrschaft zum Königthum, im Anfang des fünften Jahrhunderts. Die zweite ist der Einfall Wilhelms des Eroberers, in der Mitte des eilften Jahrhunderts; die dritte die plözliche Landung des Prinzen von Oranien, welcher seinen Schwiegervater vom Throne stürzte und ihn 1688 unter dem Namen Wilhelm III. selbst bestieg. Die zwo ersten Epochen der englischen Geschichte sind mit lauter Unglück, Gemetzel, Gefechten, bürgerlichen Kriegen und unaufhörlichem Dynastienwechsel angefüllt. Erst seit der Revolution gewann dieser Staat eigentlich eine feste Gestalt, und setzte an die Stelle der Kriegswissenschaft die politische Schlingenkunst. Von da an erhielt die Bestechung förmliche Grundsätze, Regeln, Dokumente und eine fest stehende Basis. Sei-

nem Raub- und Bestechungs-System getreu, war das brittische Kabinet nun immer die Geisel der übrigen Fürsten. Jeder seiner Traktaten mit ihnen war ein Kauf, jeder wurde ohne Schaam zerstört, und ohne Skrupel verlezt, sobald eine Gelegenheit Nutzen davon versprach. Als Seestaat erster Ordnung, will er keine Flotten dulden, welche mit den Seinigen wetteifert. Die Engländer sind Seeleute durch ihre geographische Lage — eine Ähnlichkeit weiter mit den Karthagern. Aber, wie diese, sind sie auch geldgierig, suchen es überall, und erpressen es, wo es sich befindet. Frankreich, Spanien, Portugal, Holland, alle Nationen waren unaufhörliche Gegenstände ihrer Lüsternheit. Brasilien, ganz Indien möchten sie verschlingen. Sie sind der Unglückliche in der Fabel, dessen Hunger nichts zu stillen vermag."

„Dieser allgemeinen Neigung kamen besondere Umstände zu statten. Das unglücklichste Ereigniß für ganz Europa war die Besteigung des englischen Throns durch das Haus Braun-

schweig, welche in der Person Georg Ludwigs, 1714, erfolgte. Um seine Herrschaft erträglicher zu machen, und die Parthie des Prätendenten zum Schweigen zu bringen, verschwendete er Gold und Gnadenbezeugungen. Sein Sohn, Georg II., folgte den nämlichen Grundsätzen, und unter diesem sah man einen Minister herrschen, der die Menschen zu sehr verachtete, um aus seinem Bestechungssystem ein Geheimniß zu machen. Man weiß, daß es Robert Walpole war, welcher sich rühmte, den Tarif aller menschlichen Rechtschaffenheit in der Tasche zu haben. Auf Georg II. folgte Georg III., der älteste unter den gekrönten Häuptern, und wählte zu seinem Minister einen Mann, der unter seinem Vorgänger schon eine Rolle gespielt hatte. Dies war Wilhelm Pitt, welcher fünf Jahre nachher Graf von Chatham wurde. Dem Systeme der Bestechung eben so treu, als Robert Walpole, war Pitt nur noch feiner, und verbarg seine Absichten besser. Er warf einen Schleyer

über den Krebsschaden, Nationalschuld genannt, an welchem England kränkelt. Chathams Sohn herrschte noch despotischer, als sein Vater, und besaß die unglückliche Kunst, den Engländern die Garantie ihrer Freyheit zu rauben. Mit den wirksamen Mitteln, welche ein schlauer, thätiger und bestechender Minister anwendet, um sich auf seinem Platz zu behaupten, verband sich in ihm noch die unveränderliche Herrschaft, welche ein starker Kopf immer über den schwächern ausübt. Pitt ist tod, der Minister lebt, der nämliche Geist ist noch vorhanden. Punicum ingenium."

„Das schönste Privilegium der Engländer ist ohne Zweifel ihr Recht der Gemeinen. Es schreibt sich vom 22. Juni 1264, her. Heinrich III., Sohn des Johann ohne Land, hatte sich die Baronen zu Feinden gemacht. Das Parlament machte, 1258, daher die Statuten von Oxford. Nach langem Streit wählte man, 1264, endlich den König Ludwig IX. von Frankreich zum Schiedsrichter. Dieser Fürst wollte

die Prärogative der Krone erhalten, ohne darum den Privilegien und Freyheiten der Nation nahe zu treten. Seine Entscheidung mißfiel beyden Partheien. Simon von Montfares, Graf von Leicester, lieferte Heinrich die berühmte Schlacht von Lewes, im welcher dieser König mit dem römischen König und dem Prinzen Eduard gefangen wurde. Nun berief man das Parlament zusammen. Jede Provinz stellte 4 Ritter in dasselbe, man machte einen neuen Regierungsplan, und bestimmte Erhalter der Volksfreyheit. Das war der Ursprung des Rechts der Gemeinen, und so legte Leicesters Ehrgeiz den Grundstein, auf welchem das große Gebäude der brittischen Freyheit ruht.''

„Es gibt ohne Zweifel nichts ehrfurchterregenderes, als ein englisches Parlament Aber beynahe alle Glieder der Gemeinen haben sich an die Gunst der Regierung verkauft. Die Kandidaten schmeicheln dem Volk, das sie zu wählen das Recht hat. Sind sie aber gewählt, so schmeicheln sie der Macht, welche Gnaden ertheilt.''

„Ist diese Verkäuflichkeit neu? — Fragen wir die englische Geschichte! Den 12. Nov. 1455. läßt es sich Heinrich VI., König von England und Gefangener des Herzogs von York, auf das Verlangen des Parlaments gefallen, diesen Herzog zum Protektor zu ernennen.“

„Kurze Zeit nachher ergriff Heinrich die Zügel der Regierung wieder, entsetzte den Herzog von York von seinem Protektorat, und das Parlament findet das recht.“

„1459. versammelt dieser Herzog in Wallis eine Armee, schlägt die Truppen Heinrichs bey Born Heal, und das Parlament schwankt für den Herzog von York.“

„Bald wird der Herzog wieder schwächer, flüchtet sich nach Irland, und das Parlament verurtheilt ihn.“

„1459 ward die königliche Armee in der Schlacht bei Nordhampton völlig geschlagen, und der König gefangen nach London geführt. Das Parlament erklärt sich für den Herzog von York.“

„Der Herzog bleibt in der Schlacht bey Wakefield, und das Parlament neigt sich auf Heinrichs Seite.“

„Der Graf von Mark, des Herzogs von York Sohn, folgte ihm in seinen Ansprüchen auf den Thron, und läßt sich unter dem Namen Eduard IV. zum König ausrufen. Das Parlament billigt seine Wahl und kassirt alle seine, gegen das Haus York gemachten, Beschlüsse.“

„Nachdem es Heinrich nach mancherlei Unglück gelungen ist, Eduard zur Flucht nach Holland zu zwingen, erklärt das Parlament Eduard für einen Verräther und Usurpator.“

„Nach den Schlachten von Barnet und Teuksburg, welche Eduard 1471 gewann, sieht das Parlament mit kaltem Blute den Prinzen von Wallis ermorden, den Herzog von Sommerset enthaupten, die Königin Margaretha in den Tower stecken, und am Ende auch Heinrich VI. metzeln.

„Dieses nämliche Parlament erklärte 1484 Eduards VI. Kinder für Bastarde, huldigt dem Herzog Richard von Glocester und Eduards V. Mörder, und erkennt ihn als rechtmäßigen König, unter dem Namen Richard III. an.

„Richard wird 1485 in der Schlacht bey Borworth getödtet, und das Parlament brandmarkt sein Andenken. — rc. rc."

Ich habe dieses Stück um so lieber ausgehoben, da es eine merkwürdige historische Zusammenstellung enthält, welche nicht ohne alle Belehrung ist. Ähnliche Aufsätze erschienen noch mehrere andere, und die Handlungszeitung hielt besonders unter der Aufschrift: moralisches Panorama von London, ihren Lesern eine Reihe von Gemälden vor, welche die Engländer eben nicht von ihrer günstigsten Seite darstellen. Das Volk las sie, wie es überhaupt politische Ansichten zu lesen pflegt, mit Gleichgültigkeit, und interessirte sich nur so weit für sie, als sie mit Witz geschrieben

waren. Die Regierung sprach sich aber bey verschiedenen Gelegenheiten desto kraftvoller aus, und gab in dem Brief, welchen der Minister Cretet an den Handlungsstand von Frankreich schrieb, einen Beweis von der Offenheit, mit der sie das Volk, wo es möglich ist, behandelt. Er verschwieg darin die vielen Nachtheile, welche der Kriegszustand dem Handlungs- und Manufakturwesen des Staats zufügte, gar nicht, sondern machte sogar selbst auf Dinge aufmerksam, die dem Großtheil der Nation entgangen wären. „Frankreich, sagt er unter andern, wird durch Mangel an Baumwolle leiden; wir müssen also auf einige Zeit zu Hanf und Flachs unsere Zuflucht nehmen. Mehrere Farbeartikel dürften selten werden; allein wir können sie durch Produkte unsers Bodens ersetzen, und brauchen uns nur für den kurzen Verlust feuriger Farben zu trösten. Zucker und Kaffee können sehr theuer werden; die große Masse der Nation wird das nicht fühlen. Wir müssen auf die Kaperei unser hauptsächlichstes Augenmerk richten.“ ꝛc. ꝛc.

Mit dieser Art von Publizität waren die großen Kaufleute nicht recht zufrieden. Die Regierung bekümmerte sich aber natürlich nichts um ihre Spekulationen, und wollte nicht Tausende in der Ungewißheit lassen, um vielleicht zehen zu bereichern. Diese edle Gleichgültigkeit gegen die ungerechte Stimmung der Ersten eines ganzen Standes bewies zu gleicher Zeit die Festigkeit, mit welcher die Regierung gegenwärtig da steht, und ein Selbstbewußtseyn derselbigen, das in Zeiten gefährlicher Krisen mehr, als die doppelte Macht ist. Darum erklärte sie sich auch in dem Moniteur auf eine sehr richtige Weise gegen die Ängstlichkeit eines Standes, dessen Beweggründe sie nicht einmal berühren wollte. „Was wird aus dieser, so neuen Lage der Kommerzialverhältnisse entstehen? — Die amerikanischen Schiffe werden forthin direkt nach Frankreich kommen. Lassen sie sich von den Engländern visitiren, und unterweifen sie sich deren Tarif, so werden sie konfiszirt. Aber die vereinigten Staaten haben

zu viel Energie, um nicht Alles zu thun, was nöthig ist, um ihre Flagge zu sichern. Gelingt es ihnen, wie man hoffen darf, durch ihre Verhandlungen, daß England auf seine Forderungen an sie verzichtet, sind sie den abgeschmackten, tyrannischen Gesetzen, welche ihren ganzen Handel zerstören, nicht mehr unterworfen, so hat England die Demüthigung erfahren, von seinen unüberlegten Maasregeln zurückkommen zu müssen. Dann wird sich aber auch Amerika's Handel auf die höchste Stufe von Glück erheben, und uns eine Menge erster Artikel und Bedürfnisse zuführen, wofür es unsere Manufakturartikel, die es einmal braucht, eintauschen muß. Läßt die brittische Regierung der amerikanischen Flagge diese Gerechtigkeit widerfahren, so eröffnen sich damit auch den englischen Waaren neue Kanäle, und ist diese Krisis, welche besonders den Handel von London bedrohte, unschädlich vorüber gegangen."

„Erhält Amerika hingegen diese Genugthuung nicht, so ist kein Zweifel, daß ein Krieg

die Folge dieser Weigerung seyn wird. Englands Krisis wird sich vermehren, und der erwünschte Augenblick einer gerechten Friedensvergleichung nur um so näher gerückt werden.“

„Läßt sich aber die amerikanische Regierung durch einen Mittelweg verführen, versteht sie sich zur Visitation ihrer Schiffe, zu einer Station derselben in England und zur Bezahlung der Kontribution von 25 Prozent, welche allen Schiffen, die mit neutraler Flagge fahren, auferlegt ist, so kann man die aufgeklärten Männer, die Amerika's Schicksale leiten, nur bedauren, daß es ihnen nicht gelungen ist, so gefährliche Umstände zu bezwingen. Aber dann befinden sich die amerikanischen Schiffe in dem Fall, entweder von ihrem Weg abgezogen zu werden, und einen Tribut von 25 Prozent bezahlen zu müssen, um in die Häfen eines gesperrten Landes einzulaufen, wo sie nicht einmal ihre Ladungen anbringen können, oder sich die vielen Häfen

des festen Landes geschlossen zu sehen; und werden natürlich lieber einige Gefahr laufen wollen, indem sie den nützlichen und ehrenvollern Ausweg ergreifen. Allein sie brauchen nur mit Schiffen zu fahren, welche stark genug sind, den Briggs zu widerstehn. Mit dieser Vorsicht können sie beynahe gewiß seyn, an ihren Bestimmungsort zu gelangen, weil die Engländer unmöglich überall Kriegsschiffe haben können. Solchergestalt wird Frankreich, auch wenn Amerika in seinen Verhandlungen mit England nicht zum Zweck kommt, hinlänglich mit Allem, was ihm nützlich ist, versehen werden." —

Es zeichnet aber überhaupt ein ganz eigner, neuer Geist der Publizität die Wirksamkeit dieser Regierung aus. Wer die Entwickelung dessen, was geschieht, erwarten kann, wird am Ende immer durch ihre eigenen Kundmachungen in den Stand gesetzt, die richtige Ansicht darüber zu erhalten, und die, der Meynung Vieler nach, so sehr eingeschränkte,

Mittheilung, kraft der öffentlichen Blätter, tritt oft so gewaltsam heraus, daß das Publikum auf einmal weit mehr erfährt, als sich der genaueste Geschichtschreiber der Zukunft zu sammeln vermöchte. Die Hauptideen, nach welchen man handelt, werden immer deutlich vor die Augen der Welt hingestellt, und es ist vielleicht nur die kühne Neuheit derselben, die sie oft als eine Art von politischer Träumerei ansehen läßt, welche man der ernsten Prüfung unwerth hält. Die schädlichsten Vorurtheile sind immer auch die hartnäckigsten, und so ist noch für Wenige die Zeit gekommen, auch in der Politik die Freyheit und Unbefangenheit des Urtheils anzuwenden, welche unumgänglich nöthig sind, um das ungewöhnlich Große nicht mit dem herkommlichen Schlendrian zu vergleichen, der keine Genialität, sondern nur ein Handeln nach veralteten Systemen anerkennen will.

Ein auffallendes Beyspiel der falschen Ansicht, welche der größte Theil von Europa in

Rücksicht auf die lezten Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England hatte, waren die Details, welche die Evening-Post am ersten Jänner über sie bekannt machte. Wer hätte sich vor dem Ausbruch des Kriegs mit Preußen träumen lassen, daß Napoleon den Frieden mit England unter folgenden Bedingungen zu machen sich gefallen lassen würde?

1) Hannover soll dem König von England wieder zurückgegeben werden.

2) Der Besitz von Malta der Krone von Großbrittanien versichert werden.

3) Das Vorgebirge der guten Hoffnung, durch Vermittelung der französischen Regierung bei der holländischen, gleichfalls in den Händen Englands bleiben.

4) Pondichery, Chandernagar, Mahé u. s. w. eben so, und

5) Tabago sogar noch an dasselbe abgetreten werden.

Und dennoch berichtete Lord Lauderdale,

daß ihm Herr von Champagny, im Namen seines Herrn, diese Anerbietungen, gegen welche Frankreich blos Sizilien verlangte, gemacht habe. Lezteres schien auch eine der geringern Schwierigkeiten zu seyn, so wichtig dieser Punkt in andrer Rücksicht ist, und der Friede wäre dazumal vielleicht zu Stande gekommen, wenn der neue Kontinentalkrieg nicht Englands Gesinnungen völlig verrathen, und Napoleon in den Stand gesetzt hätte, durch neue Mittel neue Ansprüche zu gewinnen.

Offenbar hat die Unternehmung gegen Kopenhagen die Aussichten auf den Frieden gewaltig entfernt. Frankreich erhielt dadurch Portugal, und wird sich so leicht wohl nicht zur Rückgabe dieses Königreichs entschließen. Seine Verbindung mit Rußland und das Eingehen sämmtlicher Kontinentalmächte, Schweden ausgenommen, in seine Plane, hat die Sachen auf eine Spitze gestellt, von der sie nur durch die unerwartesten Zufälle nicht über

England zusammenstürzen werden. Eine neue, ungeheure Ansicht des europäischen Staaten-systems ist nun vielleicht schon von Napoleon dahin verpflanzt, wo sie ihm mitwirken muß, um eine politische Schöpfung hervorzurufen, deren Materialien im Grunde schon lange vorbereitet lagen, und nur durch den Willen zweier Männer zum fertigen Gebäude erhoben zu werden brauchten.

Die Vorfälle in Portugal gehören unter die vielen glücklichen Ereignisse, welche Englands Haß zum Schaden Frankreichs zu erregen gesucht hat. Dieses ist dadurch einer Regierung los geworden, welche zu sehr von England abhing, als daß man ihr mit Ernst ein Anschließen an die Kontinentalmächte zur Pflicht machen konnte. Aber sie führten für Napoleon auch neue Plane herbey, und gaben ihm hier eine Art von Garantie für Rußlands Gesinnungen, welche in Siniavins Flotte liegt. Von welchem Umfang jene seyn mögen, dürfte wohl ausser ihm noch niemand

wissen, da er sein Geheimniß nur so lange gesichert hält, als es in seiner eignen Brust ruht. Aber wenn die Sachen so stehen, wie jetzt, kann man sich wohl Vermuthungen erlauben, und den Gedanken an eine Expedition nach der nördlichen Küste von Afrika nicht zu weit wegwerfen. Hier ist, wenn auch gleich Gibraltar dazwischen liegt, nicht von einer Landung auf England die Rede. Die Hülfsmittel, welche Napoleon zu dieser zu Gebote stehen, gehorchen ihm auch zu einer ähnlichen Unternehmung auf die Barbarei; aber die Mittel, die ihm die Engländer dort entgegen setzen können, sind hier bey weitem nicht die nämlichen. Alle englischen Flotten vermögen sie nicht zu hindern, und wenn sie auch eines oder das andere Schiff in den Grund bohren, was unter gewissen Umständen nicht einmal möglich ist, so laufen die andern doch sicher ein, gewinnen auf dem unvertheidigtem Boden festen Stand, und hindern, zunächst wenigstens, die Verproviantirung

Gibraltars von dieser Seite. Wie dann, wenn noch zu gleicher Zeit die, gar nicht so schwierige, Unternehmung auf Sizilien gemacht, die verschiedenen Geschwader, vor den barbareskischen Häfen erscheinen, und unvermuthet einlaufen, wie es die Malteser-Karavanen jedes Jahr, eigentlich zum Scherz, ohne die geringste Gefahr gewagt haben — was nützen dann alle Flotten, die im Archipelagus kreuzen?

Alles dieses dürfte nicht so ganz aus der Luft gegriffen seyn. Wozu laufen die französischen Geschwader der Westküste von Frankreich in das mittelländische Meer, und warum kann dasjenige, so man neulich auf der Höhe der kanarischen Inseln gesehen haben will, nicht wieder umkehren, um die Wachsamkeit der Engländer, wie oft schon geschehen, zu täuschen, um plötzlich in die Meerenge von Gibraltar einzulaufen? Wozu die äußerst ansehnliche bewaffnete Landmacht in Portugal und Spanien? Etwa um des erstern Landes

versichert zu seyn? Das hieße eine Blase mit Hebeln bewegen, und dazu weiß der französische Kaiser seine Kräfte besser zu gebrauchen. Freilich wird man sagen: „diese afrikanische Landungsarmee wird das Schicksal aller frühern Unternehmungen auf diese Gegenden haben; die Einwohner werden sich, wenn sie auch nicht widerstehen, in die Gebirge flüchten, nachdem sie Alles, was beweglich ist, in Sicherheit gebracht, und das Übrige den Flammen Preiß gegeben haben. Es wird bald anfangen, an Lebensmiteln zu fehlen, das Klima wird das Seinige dazu wirken.“ —

Alle diese Schwierigkeiten kennt der französische Kaiser besser, als die, welche blos nach Vorgängen zu urtheilen gewohnt sind, und diese dienen ihm nur dazu, um zu lernen, was ihnen zum Gelingen ermangelte. Glaubt man, daß der marokanische Gesandte nur eine bloße Komplimentenreise nach Paris gemacht hat, welche die alten, immer freund-

schaftlichen, Verhältnisse mit Frankreich nöthig machten? Weiter ist es ja in Mancher Augen auch nichts, als das, wenn zwischen Paris und Ispahan die glänzendsten Gesandschaften gewechselt werden. Es ist ein Ceremoniel, weiter nichts — aber ein Ceremoniel, das den Engländern tüchtige Schläge eintragen kann.

Es ist ein zu schöner Gedanke, den alten Wunsch vieler Jahrhunderte zu befriedigen, und eine Reihe von Staaten zu vertilgen, die bey aller Unmacht dennoch immer jeden Versuch verspottet haben, sie in die Grenzen des Völkerrechts und der Menschlichkeit zurückzuweisen. Fürsten können nicht immer nach blos humanistischen Ideen handeln; aber hier vereinigen sich die politischen Interessen zu schön mit ihnen, um sie nicht in Napoleons Kopfe zu mehr, als einem bloßen Plane zu machen. Gelingt dieser, geht Sizilien verloren, und fahren die Engländer fort, auch Amerika unaufhörlich zu reizen, wo wollen sie dann mit

allem ihrem Golde ihr Brod hernehmen? Frankreich und Rußland vereinigt können diesen Plan mit Leichtigkeit ausführen, und England durch das Verschließen auch dieser Häfen zur völligen Hungersnoth zwingen.

Dergleichen Gedanken, zu welchen man jetzt mehr, als jemals, berechtigt ist, scheinen freilich so verwegen, daß sie nur Wenige zu den ihrigen werden machen wollen. Glücklicherweise bedarf es auch nur der Einigkeit zweier Geister, um sich über diese Bedenklichkeiten gewöhnlicher Köpfe wegzusetzen, und das zu vollenden, was unmöglich scheint. Aber diese werden auch mit vieler Weisheit die Köpfe schütteln, wenn man nicht nur von der Möglichkeit, sondern selbst von der Wahrscheinlichkeit des künftigen, ganzen freyen Königreichs Pohlen spricht, und den Vergrösserungen Rußlands und Frankreichs ganz andere Schauplätze anweißt, als eine kleinliche Politik sie bisher in den europäischen Kriegen gefunden hat; wenn man selbst an die Ent-

stehung zweier ungeheuern Mächte denken will, die sich in die alte Welt so weit theilen, daß sie nur die Dauer desjenigen anerkennen, was sich durch wirkliche Kultur und Bildungsfähigkeit ihrer würdig macht, und das übrige alles in zwei Kreise zusammenfassen, wo nur noch klimatische Verschiedenheit das Unterscheidende ausmachen wird.

Freilich muß dazu auch noch das türkische Reich eine andere Gestalt gewinnen, Egypten und Ostindien erobert werden. Aber was hätte man nicht mit den Kräften wirken können, welche Frankreich und Rußland seit zehn Jahren in ihren Kämpfen mit einander verzehrt haben? Und sieht man nicht, daß sie sich beide, so wenig sie auch auf dem festen Lande jemand zu fürchten haben, auf den Kriegsfuß setzen?

„Es ist nicht genug“, sagte der Staatsrath, Regnaud de Saint Jean d'Angely; den 21. Jänner dieses Jahrs dem Erhaltungssenat im Namen der Regierung

über die Beweggründe der Aushebung von 80,000 Konscribirten vom Jahr 1809, „es ist nicht genug, daß wir gegen England, durch die schreckliche Ausschließung desselben von allem Völkerrecht, eine gerechte, entschiedene Reziprozität haben, man muß ihm auch nicht in dem Sitze seiner einzigen Herrschaft, auf keiner seiner Küsten, in keiner seiner Kolonien, auf keinem Punkte des Erdballs, der ihm noch nicht verschlossen ist, Ruhe lassen.“

„Zurückgestossen von einem Welttheil, bedroht in allen andern, muß England nicht wissen, wohin es die wenigen militärischen Kräfte wenden soll, die ihm noch zu Gebote stehen. Unsere Armeen müssen, furchtbarer als je, bereit seyn, über alle seine Besitzungen ihre siegreichen Racheadler zu schwingen!“

„Die Truppenaushebung des vorigen Jahrs eroberte, wie ihr es vorausgesehen habt, den Kontinental-Frieden. Diese muß den Seefrieden gewinnen!“

„Die Plünderung des Arsenals und Ha-

fens von Kopenhagen und die Auswanderung der portugiesischen Flotte haben den Kontinent noch nicht ohne Kriegsschiffe gelassen.“

„Unsere Legionen vermögen die brittische Militz noch zu erreichen. Irland kann noch Hülfe gegen die Unterdrücker hoffen, Indien noch seine Befreyer erwarten.“ —! — rc. —

Dergleichen Reden darf man, durch so viele Beyspiele belehrt, nicht blos für glänzende Worte nehmen, durch die man den Enthusiasmus rege zu machen sucht. Wenn die französische Regierung das will, so muß sie es auf eine andere Weise angreifen; denn sie hat es mit einer Nation zu thun, die man nicht durch hohen Ernst gewichtiger Worte elektrisirt. Der Plan auf Ostindien, welcher schon einmal mit Kaiser Paul verabredet worden war, ist jetzt nicht unmöglicher geworden; aber die Verhältnisse mit Persien erleichtern ihn unendlich, und die Schwäche aller andern europäischen Regierungen macht dieses Auswerfen einer beträchtlichen Macht

auf sehr ferne Punkte jetzt so wenig gefährlich für Frankreich, daß diese Unternehmung nur noch durch die Hindernisse des Klima's und Bodens und die Entfernung des Schauplatzes problematisch wird. Allein weil man doch einmal so gern nach Vorgängen urtheilt, warum sollte, was Alexandern gelungen ist, heut zu Tage nicht mehr möglich seyn? Er hatte mit einer Menge von Hindernissen zu kämpfen, welche ihm die Unkenntniß seiner Zeit in der Länder- und Naturkunde entgegen setzte, und die wahrhaftig von einer Wichtigkeit waren, daß sie seinen Zug einem blinden Wagestück ähnlich machen, welches eines großen Mannes völlig unwürdig ist. Schach Nadir, Genkiskan und Tamerlan überwanden dieselben Schwierigkeiten ohne eine Menge von Kenntnissen, die dem gebildeten Europäer jede Unternehmung erleichtern, und trotz dem großen Troß ihrer Armeen, die mehr einer wandernden Wolke, als einem fest zusammengedrängtem Heere, das durch Wü-

sten ohne Wasser und Lebensmittel ziehen muß, ähnlich waren. Jedes Jahr machen ganze Karavanen, sehr oft Kouriere diese Wege, warum sollten die verschiedenen Armeekolonnen auf den verschiedenen Wegen, die ihnen frey stehen, nicht zu gleichem Ziele gelangen können?

Alles dieses, und noch viel mehr, ist aber nur dann möglich, wenn Frankreich und Rußland sich recht innig zusammenschließen. Diese Verbindung kann nur durch Privatleidenschaften gestört werden, welche von Frankreichs Seite kaum denkbar, und von Rußland wenigstens nicht zu erwarten sind. Was könnten beyde Mächte auch damit gewinnen, wenn sie ihre Kraft in einem Streite mit einander aufzehrten, der keiner von beyden, sondern nur den übrigen Staaten nützlich werden würde, welche einst mit ihnen rivalisirten? Aber man sieht auch nur zu gut, welchen Werth Napoleon auf die Verbindung mit Alexandern legt, und kein Gesandter ist in

den Tuilerien noch so ausgezeichnet aufgenommen und fortdauernd behandelt worden, als der Graf Tolstoy. Dieser schmeichelhaften Aufnahme und Behandlung hat der Petersburger Hof auf die würdigste Weise gegen den Herrn von Caulincourt entsprochen, und auch von seiner Seite die Wichtigkeit bewiesen, welche die Freundschaft des französischen für ihn hat. Man kann nichts sehnlicheres wünschen, als daß dieses Verhältniß fordauern möchte; denn seine Störung würde die beyden großen Mächte nie mindern, wohl aber viele von denen, welche in diesen Streit gezogen werden müßten, erdrücken!

IX.

Reise von Paris nach Bordeaux im April 1808.

Ich habe das französische Reich nun auf zwei Hauptrouten durchreißt, und den Weg von Lyon nach Paris im Spätherbst, und den von Paris nach Bordeaux, im Frühling gesehen. Ersterer bietet wenige einzelne Merkwürdigkeiten dar. Überdieß machte ich ihn in einer Jahrszeit, wo die Natur bereits ihren meisten Schmuck verloren hat, und, indem ich mit dem Courier des Malles reißte, mit solcher Schnelligkeit, daß ich mir über ihn nur einige allgemeine Bemerkungen erlauben darf.

An Schönheit der Gegenden und Vortreflichkeit des Anbaus kommt er dem Wege nach Bordeaux auf keine Weise gleich. Der Süden Frankreichs beginnt erst unter Lyon, und von hier nordwärts bleiben die Ansichten sich beynah immer ähnlich. Es ist unaufhörlich ebenes Land, das mit vielen Waiden bedeckt ist, und beynahe gar keine Fruchtbäume hat. Auch die Waldungen sind sehr selten, und, wo man sie überhaupt in Frankreich findet, so übel durch die Revolution mitgenommen, daß man in diesem einzigen Administrationszweig vielleicht noch am deutlichsten den Karakter einer militairischen Regierung erkennt, welche, über den mannichfaltigen Verhältnissen zum Ausland, die Sorge für das Innere nicht in ihrem ganzen Kreise umfassen kann, und der es noch mehr an Leuten fehlt, denen sie das Forstwesen, mit völligem Vertrauen auf ihre Kenntnisse, überlassen könnte.

Gegenden, Länder, welchen es so sehr an Bäumen und Gebirgen mangelt, wie Frank-

reich, gestatten nur wenige malerische Schönheiten. Der ganze Weg von Lyon nach Paris würde denselben daher gänzlich ermangeln, wenn die Einförmigkeit nicht hie und da, durch die Ufer der Loire und die Gebirge, von Auvergne unterbrochen würde. Letztere sind wirklich schön, und vereinigen sich mit den besser bebauten Gegenden vom linken Ufer des genannten Flusses, um mehreremale sehr große Fernansichten zu bilden, von denen sich der Reisende nur schwer trennt, um auf einem abwechslungslosen Boden, und bey trübem Himmel weiter zu ziehen Natürlich wird alles dieses in der Nähe von Fontainebleau ganz anders, wo die größere Bevölkerung, und wirklich auch die schöneren Formen des Landes mit dem reicheren Leben auf den Straßen zur Unterhaltung desselben zusammen wirken. Am auffallensten aber ist auf diesem Wege die Bemerkung, daß die Revolution hier weit tiefere Spuren zurückgelassen hat, als auf dem andern, den ich eben zu-

rückgelegt habe. Auf den Wohlstand der Bewohner hat sie indeß, dem Anschein nach, einen sehr günstigen Einfluß gehabt, und wenn die Dörfer auch in der Regel schlecht gebaut sind, so erkennt man doch in der Kleidung und Lebensweise eine Behaglichkeit, die wohl früher nicht so allgemein war. Besonders wüthete die Anarchie hier gegen Alles, was Bezug auf Religion hatte, und nur sehr selten erblickt man eine Kirche, wenn auch gleich die meisten Pfarrämter wieder hergestellt und besetzt sind. Beynah alle Hauptstraßen von Frankreich haben für den Reisenden eine eigene Art von Beschwerlichkeit, welche größer ist, als man sich vorstellen mag. Wo man sich nur einige Augenblicke zum Essen aufhält, ist man bald mit einer Schaar von Weibern umgeben, welche allerhand Siebensachen zum Verkauf anbieten. Meistens sind es Eisen- und Stahlwaaren, und es gibt namentlich auf dem Wege nach Bordeaux mehrere ansehnliche Orte, die sich beynah ausschließend

von diesem Industriezweig nähren. Angouleme, Tours, Chatellerault, Blois u. a. mehr enthalten eine Menge Messerschmiede, welche zum Theil sehr schön arbeiten, und noch weit wohlfeiler verkaufen. Einmal läßt sichs der Reisende nun wohl gerne gefallen, der Industrie seinen Tribut zu bezahlen; aber er wird auf der nächsten Post wieder eben so hartnäckig belagert, als auf der vorigen, und mag er immer zeigen, daß er bereits gekauft hat, und daß er mit Allem versehen ist; das rettet ihn nicht aus den Händen der zudringlichen Weiber. Sie zeigen immer noch etwas, das er nicht besitzt; er muß wenigstens eine Geliebte haben, die ein Dessertmesserchen zur Rückkunft höchlichst erfreuen wird. Sie tauschen sogar, was er eben einige Stunden zuvor eingehandelt hat, gegen Besseres, nach ihrer Versicherung, aus; kurz, wenn er auch nichts kaufen will, und noch so hartnäckig gegen alle ihre Anerbietungen ist, umsonst, sie stecken ihm am Ende wenigstens einen Kamm,

oder ein paar Zahnstocher in die Tasche, um ja ihre Macht, keinen Reisenden untaxirt seine Straße ziehen zu lassen, nicht zu vergeben.

Dieß ist das Hauptleiden einer Reise durch das Innere von Frankreich. Daß es an andern, kleineren Unannehmlichkeiten nicht fehlen kann, liegt in der Natur des Reisens überhaupt. Sie sind aber in Frankreich vielleicht geringer, als in andern Ländern, und, um nur bey einem der ersten Punkte anzufangen, so ist unläugbar, daß die Diligencen nirgends so bequem eingerichtet sind, als in diesem. Freilich müssen sechs Personen, je drei neben einander, im Innern des Kastens Platz finden; allein wer das Glück hat, einen der vier Winkelplätze zu erhalten, die ihm nicht leicht fehlen, sobald er sich einige Tage vor seiner Abreise auf dem Postbureau meldet, ist gar nicht so übel daran. Das Wesen des französischen Karakters trägt zur Milderung alles Unangenehmen äusserst viel bey,

und wenn man sich auf Fuhrwerken der Art überhaupt schnell versteht, so ist dieß in Frankreich mehr, als irgendwo, der Fall. Man hat dabey gar nicht zu fürchten, in schlechte Gesellschaft zu kommen, indem sich nicht leicht Jemand schämt, auf diese Weise zu reisen, und da es mit den drei Personen im Kabriolet und dem Kondukteur immer zehn Personen sind, welche der Zufall so enge zusammengeführt hat, so kann es selten an sonderbaren Karaktern, Abentheuern und Intriguen fehlen. Nichts ist lästiger, als wenn ein liebenswürdiges Frauenzimmer unter der Gesellschaft ist. Man bemerke wohl, daß der Franzose zwischen liebenswürdig, hübsch und schön weit genauer unterscheidet, als wir, und daß eine Frau sehr schön seyn kann, ohne daß sie darum liebenswürdig genannt wird. Dieses besteht in einem feinen aber ungezwungenen, Benehmen, in einer sich immer gleichbleibenden fröhlichen Laune, ohne Ausgelassenheit, in kluger Nachsicht gegen die

Schwachheiten Anderer, wenn diese zuweilen sogar den Wohlstand beleidigen sollten, kurz in einem weisen Zuhausefinden in der Noth des Augenblicks, und sollte auch das Euripidische, allerdings gefährliche Wort:

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,
Wo's Weisheit ist, nicht allzuweise seyn.

darauf anwendbar seyn. Ein solcher weiblicher Karakter, von welchem Alter er sey, und wenn er auch aller körperlichen Annehmlichkeiten ermangelte, trägt in Frankreich immer den Sieg über die bloße Schönheit davon, und eine Frau der Art bemeistert sich bald der ganzen Gesellschaft auf eine so ungezwungene Weise, daß man alle mögliche Aufmerksamkeiten für sie hat, und sie gleichsam als Richterin über Alles anerkennt, worüber man, in Bezug auf das einzelne Reiseverhältniß, verschiedener Meynung seyn könnte. Verbindet sie aber mit diesen Vorzügen des Geistes noch körperliche Reitze, so ist für den unbefangenen Beobachter die herrlichste Unterhaltung eröffnet. Jeder bestrebt

sich, von welchem Alter und Stand er sey, auch seiner Seits so liebenswürdig, als möglich, zu erscheinen, um den Sieg über seine Nebenbuhler davon zu tragen. Ist einer von diesen so glücklich, so wird gegen die Andere immer ein Benehmen beobachtet, das ihnen Hoffnungen erlauben dürfte, wenn sie nicht klug genug wären, im Augenblick zu bemerken, wie die Sachen stehen. Von da an tritt aber auch jeder zurück, und dieß geschieht auf eine so schonende Weise, daß kein Schatten von Vorwurf und übler Laune bemerkbar ist. Sogar verdoppeln sich nun die Aufmerksamkeiten der Übrigen für sie und den Glücklichen, und leztere Veränderung ist es vielleicht allein, woraus man erkennen kann, daß das Verhältniß errathen ist.

Man muß sehr unglücklich seyn, wenn sich in der sämmtlichen Gesellschaft auf einer französischen Diligence nicht mehrere Personen befinden, welche zu leben wissen. Wäre es aber auch nur eine einzige, so ist die Anerkennung ihres Vorzugs unter diesem Volke so

natürlich, daß sich die Übrigen alle nach ihrem Beispiel zu richten suchen. Ich halte die französische Nation überhaupt für die gastfreiste, und ihr Benehmen gegen die Fremden ist daher auch auf dergleichen öffentlichen Fuhrwerken in der Regel musterhaft. Mögen sich andere Völker Europa's in dem guten Willen, mit dem sie einen Ausländer, der ihnen empfohlen ist, oder vorgestellt wird, aufnehmen, mit den Franzosen messen können, ja mögen sie sie auch in der Freigebigkeit, womit sie ihm ihre Tafel und ihre Dienste anbieten, übertreffen, die Gastfreiheit des Franzosen bleibt dennoch diejenige, bei welcher sich der Fremde am besten befindet. Seine Gefälligkeit verlangt keine Opfer; so wie sein Betragen das ungezwungenste ist, so gefällt ihm das Ähnliche am meisten an dem Gastfreunde, und wenn er ihm nicht gerade für jeden Tag seinen Tisch und seine Gesellschaft anträgt, so nennt er ihm die Tage und Stunden, in denen er Freunde bei sich zur Tafel, und Gesellschaft in seinem Hause zu empfangen pflegt. Damit

ist es denn freilich mit allen Einladungen zu Ende. Wer diese, ganz offenherzig gemachten, Anerbietungen nicht benuzt, sondern auf weiteres Nöthigen wartet, der gilt mit allem Recht für einen Menschen, welcher nicht zu leben weiß. Mag er aber lieber seinen eigenen Weg fortgehen, und nur selten von der Erlaubniß, die er erhalten, Gebrauch machen, er wird darum doch, wenn er auch noch so spät wieder erscheint, immer mit der Herzlichkeit aufgenommen, mit welcher man einen Bekannten, den man alle Tage sieht, zu empfangen gewohnt ist.

So viel zum Ruhme einer Nazion, deren manche andere Schwächen heutzutage weniger zu einer falschen Ansicht derselben wirken, als das drückende Gefühl ihres politischen Übergewichts. Aber gerade in der Mäßigung, womit der Franzose dasselbe in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu dem Ausländer behauptet, liegt ein weiterer Vorzug seines Volks. Wer je mit Engländern Umgang gehabt hat, weiß, wie hart die Schaale ist, welche man zu durch-

dringen hat, ehe man den Kern ihres Karakters erreicht; die Franzosen hingegen geben sich im Augenblick, wie sie sind, mit all' ihrem Guten und allen ihren Fehlern, und unterlassen in den meisten Fällen nicht, den Fremden von selbst auf letztere aufmerksam zu machen. Es gehört aber wirklich eine ungewöhnliche Selbstzufriedenheit und ein Bewußtseyn anderer Vorzüge dazu, um sich so nackt darzustellen, wie sie zu thun pflegen. Wenn sie bekennen, daß sie, gegenüber vor den Deutschen, Britten und den übrigen Nordländern, Ignoranten sind, so kann ihnen dieses Bekenntniß, im Bewußtseyn der gewöhnlichen Schwerfälligkeit der Gelehrten, eben nicht sehr schwer werden. Daß es ihr Leichtsinn ist, welcher einen Theil der Liebenswürdigkeit ihres Karakters ausmacht, wissen sie eben so gut, und gestehen ihn daher auch gerne ein. Wenn sie nicht geliebt sind, so erklärt sich dieses zunächst aus ihrem politischen Übergewicht, und ist es daher ein indirektes Eigenlob, es selbst zu bekennen. Aber daß sie

so allgemein ihre Eitelkeit als die Hauptschwäche nennen, durch deren Benutzung eine Regierung, die sie zu behandeln versteht, Alles, was sie will, mit ihnen macht — das hat mich öfters überrascht, indem ich beinahe bei allen den vielen Franzosen, die ich gekannt habe, und mit denen ich zum Theil sehr vertraut verbunden war, immer dieselbe Bemerkung zu wiederholen Veranlassung hatte.

Ein anderer Vorzug der Reisen in Frankreich auf der Diligence ist die billige Behandlung in den Gasthöfen. So wie man ankommt, steht das Essen bereit, der Preis ist in der Regel auf drei Franks gesezt, welche, beim Übernachtbleiben, nur um eine Kleinigkeit erhöht werden. So schnell man auch überall von der Stelle kommt, so finden doch immer wenigstens alle zweimalvierundzwanzig Stunden solche Ruhepunkte statt, welche für den Reisenden äußerst erquickend sind. Daß bey dieser Gelegenheit die Intriguen, welche im Wagen angefangen worden, mit möglichster Schnelligkeit ins Reine

gebracht werden, liegt in der sparsam zugemessenen Zeit und dem Karakter einer Nazion, welche den Augenblick zu benutzen weiß.

Der Weg nach Bordeaux führt durch mehrere ansehnliche Städte, und durch eine Menge kleinerer Dörfer, welche durch den Kunstfleiß sehr belebt werden. Es ist daher ganz natürlich, daß der fruchtbare Boden sehr fleißig bebaut seyn muß, und man stößt auch wirklich selten auf eine Landstrecke, wo dies nicht der Fall ist. Die Gegend von Orleans heißt der Garten Frankreichs, und verdient diesen schönen Namen auch in seinem ganzen Umfange. Hier ist es schon völliger Frühling, wenn man in Paris kaum seine ersten Sprossen bemerkt, und eine Menge herrlicher, besonders Baumfrüchte, gedeihen daselbst besser, als im ganzen übrigen Frankreich. Dieser schönen Vegetazion bedarf das Land aber auch trotz seiner majestätischen Flüsse, indem es ganz und gar keine Gebirge, nur hie und da leichte Hügel, und sehr wenige Waldungen hat. Dafür sind aber die Felder

mit arbeitenden Menschen und Vieh bedeckt, und erkennt man überall eine Fröhlichkeit und Unbefangenheit, welche nur die Belohnungen des Fleißes und Wohlstands sind. Sehr selten wird man von Bettlern beschwert, und geschieht es auch, so sind es eher muthwillige Kinder, als wirkliche Hülfsbedürftige. Alles dieses dauert bis Tours, hinter welchem man ein kleines Gebirg besteigt, auf welchem mit einemmal ein kälteres Klima und ein rauherer Boden anfängt. Dieser ist übrigens nach Möglichkeit bepflanzt, und scheint, bei einer geringern Bevölkerung und vieler Schaafszucht, seine Bewohner reichlich zu belohnen.

Wenn man mit der Diligence reist, so hat man freilich wenig Zeit, um nach Merkwürdigkeiten zu gehen. Außer den mancherlei Fabriken in Leder, Baumwolle, Eisen u. s. w. welche wohl eine genauere Untersuchung verdienten, sind besonders die verschiedenen Kathedralen von Orleans, Tours und Bordeaux sehenswerth, für die ich immer einige Augenblicke genommen

habe. Sie sind noch sämmtlich in einer Art von Revoluzionszustand, und erst die gegenwärtige Reise des Kaisers mag ihnen wohl zu ihrer Wiederherstellung verhelfen. Es ist gewöhnlich nur ein Winkel derselben, welcher für den Religionsdienst eingerichtet ist; das Übrige steht nakt, verlassen und selbst der Witterung ausgesetzt da. Aber diese schönen Monumente einer reinern gothischen Baukunst, als man sie selbst in Italien findet, werden wohl der Nachwelt erhalten werden. Sie sind glücklicher Weise mit einer Festigkeit erbaut, welche auch größere Stürme auszuhalten vermag, und dürften am Ende durch die Revoluzion, die sie ihres überflüßigen Schmucks entlud, nur gewonnen haben.

Das schönste Gebäude der Art, welches vielleicht in ganz Frankreich steht, ist unstreitig der Dom von Orleans. Seine innere Eintheilung unterscheidet ihn nur wenig von den Kathedralen zu Tours, Lyon, St. Denis u. s. w., aber seine beiden Thürme geben ihm einen Vorzug vor allen ähnlichen Denkmalen. Sie

sind ziemlich hoch, in glücklichen Verhältnissen zu der übrigen Masse, und endigen sich, statt in spitzigen Dächern, in Kränze von leichten Säulen, die wie Glorien über dem Gebäude schweben. Wenn man einmal Thürme haben soll, so mag man ihnen doch eine Form, wie diese geben, wodurch sie sich auf das gefälligste an die Linien der Architektur anschließen, welche alle spitzigen Winkel haßt. Unglücklicher Weise steht aber auch dieses Gebäude, wie es meistens der Fall ist, auf einem kleinen Platze, ist von elenden Häusern umgeben, und läßt den Standpunkt, den man nehmen muß, um es füglich zu betrachten, nur mit Mühe finden.

Wahrscheinlich hat der Dom von Tours den meisten größern Gebäuden der Art in Frankreich zum Muster gedient, und er das seinige aus Spanien erhalten. Je mehr man sich wenigstens den Pyrenäen nähert, desto auffallender wird der Karakter ihres Styls, welcher in der Vereinigung vieler schlanken Säulen zu einer einzigen wohl sein Hauptkennzeichen trägt.

Dieses aber ist der Übergang von maurischer Architektur in gothische. Leztere bedurfte starker Stützen für ihre ungeheuren Massen, und erstere bot nur schlanke Säulen für ihre luftigen, südlichen Werke dar. Wenn man daher mehrere der Leztern in eine einzige vereinigte, so war dieß wohl das natürlichste Auskunftsmittel, durch welches sich der, so sehr verschiedene, Geschmack zweier Völker zu berühren suchte.

Bekanntlich sind in diesen Gegenden von Frankreich noch mehrere Überbleibsel aus den Zügen der Römer gegen die Gallier. Ich habe sie nicht gesehen, weiß aber, daß sie an sich unbedeutend sind, und überdieß geringen historischen Werth haben, indem die römischen Eroberungen hier ganz außer Zweifel sind. Tours bietet indeß in seiner Nähe andere Merkwürdigkeiten dar, welche der Aufmerksamkeit würdig sind. Ehe man sich dieser Stadt z. B. nähert, hat man zur rechten Seite der Straße einen niedrigen Bergrücken am Sandstein liegen, welcher beinahe ganz ausgehöhlt ist, und eine

Menge von Menschenwohnungen enthält. Nichts ist sonderbarer, als diese Art von Troglodytenstadt, deren Häuser oft gar nicht gesehen, sondern nur an dem Kamin erkannt werden, welcher sich über die Oberfläche des Berges erhebt. Manchmal sind es dem Anscheine nach sehr geräumige Wohnungen, mit mehreren Fensterreihen übereinander, welche ein gutes Ansehn haben. Auf den Terrassen stehen schöne Gärten mit Fruchtbäumen, oben liebliche Landhäuser, und alles zusammen bildet, mit den Ufern der Loire, ihren Pappelreihen, und den Ruinen einer großen Abtei, mehrere höchst malerische Ansichten.

Nicht ferne von der genannten Stadt, bey dem Dorf Savonnières, befinden sich sehr ansehnliche Grotten, welche unter dem Namen Caves-Gouttières in dieser Gegend bekannt sind. Ihre Eingänge wurden in neuern Zeiten zugemauert, ich fand aber in einem, zu Tours herauskommenden, Almanach eine Beschreibung derselben, die ich hier beisetzen will.

„Sie befinden sich im Felsen, und sind so dunkel, daß man nur mit Lichtern hineingeht. Das Wasser, welches von ihren Decken herunterfällt, bildet Bäche, die unaufhörlich im Laufe sind. Es setzt eine weiße Kalkmaterie an, die oft krystallähnliche Formen gewinnt, und manchmal durchsichtig ist. In den Bassins erzeugen sich Steine von der größten Härte, und von Wundergestalt, welche ihnen das Ansehn von Zuckerwerk gibt."

„Durch verschiedene Oeffnungen stieg man sonst in diese Grotten hinab. Die eine führte zunächst in ein länglichtes Zimmer, welches so niedrig ist, daß man nicht aufrecht darin stehen kann. Der Felsen bildet eine Decke, die von dem unaufhörlich herabträufelnden Wasser mit einer weißen glänzenden Kruste überzogen ist, und sich häufig auf Stalektiten von gleicher Farbe herab senkt. Von hier dreht man sich links, um in eine weite Halle zu kommen, in welcher ein natürlicher Altar von hartem, weißen Steine steht, der auf dieselbe Art entstanden ist. Durch

eine sehr enge, niedrige Oeffnung kömmt man in ein anderes schmales, aber sehr tiefes Gemach, dessen beyde Enden das wunderbarste Schauspiel zeigen. Zween Felsen, weiß wie Schnee, marmorhart und mit glänzenden Schuppen bedeckt, erheben sich in pyramidalischer Form mit verschiedenen Gesimsen so regelmäßig auf einander gestellt in die Höhe, daß man sich nur schwer überzeugen kann, ein bloßes Werk der Natur, und nicht der Menschenhände, zu sehen. Das oberste Gesimse enthält ein Bassin mit Wasser, das von der Decke herabtröpfelt, und sich von hier aus wieder in verschiedene kleinere Bassins vertheilt, welche auf den andern Gesimsen sind. Zwischen den beyden Felsen dieses Saals befinden sich mehrere, nicht tiefe, Seen, deren Oberfläche immer mit einer dünnen Kalkschaale bedeckt ist, die, wenn sie eine gewisse Dicke erreicht hat, von selbst einbricht. In diesen Seen, so wie in den Bassins der Felsen, sieht man eine Menge kleiner Steine von allerhand wunderbaren Formen, und oft so weiß und schön

gestaltet, daß man sie für künstliches Zuckerwerk halten könnte. Die Massen, welche man nur mit vieler Mühe abschlägt, sind eine Art von schönem, weißem Alabaster, den man bearbeiten könnte."

Ich hätte diese Grotten wohl sehen mögen; denn, wenn wir auch überall die ungeheure Wirkungskraft der Natur anzustaunen Gelegenheit haben, so ist es doch nur in dergleichen geheimen Werkstätten derselben, wo sie mit aller Kraft auf den Geist des Betrachters wirkt. Wahrscheinlich werden sie wieder eröffnet, und wird in dem großen statistischen Werk, welches der Kaiser über alle Departements ausarbeiten läßt, eine genauere Beschreibung davon gegeben werden. Der kleine Almanach, aus welchem ich obige kleine Skizze ausgehoben habe, ist indeß im Institut, welches sich dieser großen Unternehmung nähert, und wovon ich in mehreren Departementalstädten ähnliche gesehen habe. Hier finden sich oft Notizen, die man nicht leicht sonst wo findet, und die von dem Fremden leicht

übersehen werden, weil das Büchlein zu viel andre, nur für die einzelne Provinz interessante, Details enthält Wenn aber überhaupt in den mittäglichen Gegenden von Frankreich mehr Lebhaftigkeit der Geister ist, als in den nördlichen, so äußert sie sich auch in einer mannichfaltigern Thätigkeit, in einem schönern Streben nach Geisteszwecken, und häufigen erfreulichen Resultaten. Es ist außer Zweifel, daß die besten Köpfe der Revoluzion in diesen Provinzen gebohren waren, und eben so gewiß, daß der größte Theil der ausgezeichneten Talente, welche gegenwärtig am Plaze stehen gleichen Ursprungs sind. So wie sich hier die Volkssprache — das Patois — dem Italienischen nähert, so ist die provencalische Verwandtschaft auch in der Liebhaberei für literarische Vereinigungen sichtbar, und enthalten die meisten Städte des mittäglichen Frankreichs gelehrte Gesellschaften, deren Wirken gerade nicht groß ist, aber dennoch ein Streben nach Bildung verräth, das unter glücklichen Umständen schöne Früchte treibt.

Der Almanach von Tours enthält daher auch einen Artikel, welcher Sociétés savantes überschrieben ist, und eine Société d'Agriculture, Sciences, Arts et belles lettres du Département d'Indre et Loire, und eine Société medicale anführt, die beyde ihren Sitz in dieser Stadt haben. Erstere zählt unter ihren Mitgliedern mehrere Fabrikanten, und dieser Umstand beweißt wenigstens eine erfreuliche Ueberzeugung, daß auch in alten Gewerben immer noch viele neue Verbesserungen möglich sind. Mögen die Pariser über dergleichen Provinzial-Institute immerhin den Mund verziehen; auch hier besteht freilich, wie bey ihnen, das größte Geschäft darin, daß die Mitglieder einander schöne Dinge sagen. Aber auch hier wird wenigstens dem Verdienst zuweilen ein gerechtes Denkmal gesetzt, das zur Nachahmung anreizt, werden kleine Kränze an den Fleiß ausgetheilt, welche eben so sehr erfreuen, und weniger Neid erregen, als in der Hauptstadt, und werden immer hin mancherlei Kenntnisse in Umlauf

gesetzt, die, ohne eine solche Anstalt, mit den Büchern, welche sie enthalten, vergessen würden.

Es ist aber hierbei hauptsächlich zu bedenken, daß Tours eine Fabrikstadt ist, und es ehemals noch mehr war. Bekanntlich hat eine eigene Art von Seidenstoffen von ihr den Namen und ihre größte Verbreitung erhalten, und ist es schon nützlich, den heutigen Bürgern dieser Stadt es oft in Erinnerung zu bringen, daß sie dereinst gegen 8000 Stühle, blos für Seidenarbeiten, beschäftigt haben. Diese sind heutzutage freilich auf 3-400 heruntergesunken, welche 1500 Menschen beschäftigen, haben sich aber doch seit der Revolution, welche nur etwa 100 derselben erhalten hatte, wieder gehoben. Außer diesen wird viel in Wolle, Leder, Leinwand und Töpferwaaren gearbeitet, worin man sehr leicht den Grund des Wohlstands findet, welchen man überall verbreitet sieht.

In meiner Gesellschaft befand sich ein Gaskogner, welcher zu vielen Spässen Anlaß gab.

Er war klug genug, sich zuerst über das Vorurtheil gegen seine Landsleute lustig zu machen, ich konnte mich aber nicht enthalten, in der Stille in seiner Person die ganze Wahrheit des Karakters zu erkennen, welchen man ihnen sonst vorwirft. Dieser Umstand machte mich auf mehrere Volksschriften aufmerksam, denen ich begegnete. Der Provinzialhaß ist in einigen derselben auf eine mehr, als nur fröhliche Weise ausgedrückt, und ich kann mir kaum erklären, wie die Bewohner der Normandie, z. B. zu einem so üblen Ruf gekommen sind, als der Katechismus eines Normands verräth, welcher von den Bewohnern dieser Gegenden, und noch mehr der Bretagne häufig gelesen wird. Einige Stellen daraus mögen das beweisen.

Frage. Bist du ein Normand?

Antwort. Ja, durch die Gnade Gottes, durch Hülfe unsers Verstands und unsrer Intriguen.

Frage. Wen darf man mit Recht einen Normand nennen?

Antwort. Den, der das Gewerbe treibt, sich mit Recht und Unrecht zu bereichern, und mit allen Händen zu nehmen.

Frage. Welches ist das Zeichen der Normands?

Antwort. Die Hand über den Kopf zu halten, zu einem falschen Schwure bereit.

Frage. Welche sind die Haupteigenschaften eines wahren Normands, ohne die er seinem Gewerbe Abbruch thun würde?

Antwort. Es sind fünf Haupteigenschaften.

Frage. Wie heißen sie?

Antwort. Verrätherei, Gefrässigkeit, Dieberei, Schmeichelei, und Lügnerei.

Frage. Wie viel Gebote gibt es bei deinem Volk?

Antwort. Sieben.

Frage. Wie heißen sie?

Antwort. Du sollst falsch schwören; du sollst deinem Vater und deiner Mutter den Tod wünschen, um ihr Vermögen desto schneller zu

erhalten; du sollst Andrer Eigenthum nicht verschonen; du sollst falsch Zeugniß ablegen, und mit Geschicklichkeit behaupten; du sollst deine Hand nicht ruhen lassen, wo etwas zu stehlen ist; du sollst die Gunst zu erwerben suchen, um dich lange zu erhalten; du sollst fremdes Gut nicht zurückgeben, sondern mit gutem Vorbedacht behalten, u. s. w.

An dieser Probe mag es wohl genügen, um auch hier eine Nationalthorheit zu zeigen, welche allen Völkern gemein ist, und der, wenigstens heutzutag, selten mehr irgend etwas wahres zu Grunde liegt. Zuverlässig ist aber, daß dergleichen Vorurtheile größern Einfluß haben, als man glauben sollte, und ich bin nur zu oft selbst unter gebildeten Personen meiner Nazion, bey denen es mehr, als nur ein bloßer alter Scherz war, auf dasselbe gestoßen. Wie das Vorurtheil in Tadel ausschweift, ergeht es sich grundlos auch im Lobe, und ich kann z. B. nicht begreifen, wie die Stadt Polois zum Lobe gekommen ist, daß in ihr das Französische am rein-

sten gesprochen werde. Ich habe freilich überhaupt gefunden, daß die gebildeten Menschen in der Provinz ihre Sprache besser verstanden, als die Menge der Haupstadt. Dafür ist aber diese reicher an den feinen Nuancierungen ihrer Thorheiten, Lächerlichkeiten und Lebensweisen, und an Ausdrücken des Witzes, welche man vergeblich in dem Wörterbuch der Akademie suchen würde. Bey alle dem gilt es in den Augen der Franzosen für keinen unbedeutenden Vorzug, gut und rein zu sprechen. Ein Mann von Bildung sucht in seinen Reden immer die schönsten Ausdrücke, und bestrebt sich besonders, allen Uebellaut durch schnelle Wiederhohlung der nemlichen Worte zu vermeiden. Dadurch wird die Periode oft wirklich kühn, und schweift die Prosa, welche Jourdain so schön fand, in das Gebiet der Poesie hinüber, in welcher sie der gesellschaftlichen Unterhaltung nicht immer gefallen mag.

Unter uns kennet man leider den Stolz nicht, seine Sprache zu verstehen. Vielmehr gibt es

Viele, die sich auf ihre breiten Provinzialdialekte Wunderdinge einbilden, und an ihrem Vaterland zum Verräther zu werden fürchteten, wenn sie gut deutsch sprächen. Den Schweizern ist dieser Fehler vor allen andern deutschredenden Völkern eigen, obgleich ihre Mundarten ohne Widerspruch die häßlichsten sind. Wandelt man mitten unter ihnen, so hat sich das Ohr in einigen Tagen daran gewöhnt; findet man sie aber im Ausland, unter den schlanken Tönen des Italienischen z. B. so kann man diese Ausartung ihres Patriotismus nicht lächerlich genug finden. Die Landessprache selbst erhält so dann von ihnen einen eigenen Zuschnitt, der sie aufs häßlichste entstellt, und ich habe Beispiele der Art gesehen, wo ich nicht zu entscheiden vermocht hätte, ob sie der schönsten Sprache des Südens, oder der Deutschen am reelsten gethan.

Dergleichen Provinzialvorurtheile thun mir immer in der Seele weh, wo ich ihnen auch begegne. Sie trennen Völker von einander, welche durch Karakter, Sitten und Sprachen

verbrüdert sind, und stiften weit mehr Unheil, als die gröbsten Nationalvorurtheile. Unsre Nation wird sich nie in einer schönen Vereinigung vollenden, so lange der Norddeutsche, der sich nichts, als seines Stolzes zu rühmen hat, mit Mitleid auf den Süddeutschen herabblickt, in dessen Gartenländern eine südliche Fülle prangt, der Wein sich an der Rebe, und nicht im Faße erzeugt, zufriedener Frohsinn, alte Biederkeit und Gastfreundschaft, Gemüthlichkeit und warme Fantasie den Grund des Karakters und der Sitten ausmacht. Wessen haben sie sich über uns zu rühmen? Eines Luthers? — Wir haben ihm seine wärmsten Verfechter gegeben. — Eines Friederich? — Ihr habt ihn nicht verdient; und wenn wir einmal das Buch der Geschichte aufschlagen wollen, so können wir euch sagen, daß das Schloß Habsburg in Schwaben steht, und könnten euch noch von viel anderm Ruhme reden, wenn es nicht zu unserem Karakter gehörte, kein fremdes Verdienst zu verdunkeln.

Solches sage ich nicht, um die Norddeutschen zu verkleinern, sondern um sie zur Gerechtigkeit gegen uns zu nöthigen, auf daß wir sie als unsere Brüder lieben können, wie es nöthig ist, wenn einmal auch uns etwas anders, als der Spielball der Politik, und lächerlicher literarischer Faktionen werden soll. Ich möchte sogar gerne Nationalstolz besitzen, weil man ihn im Auslande am nöthigsten hat, und wenn es mir zuweilen in einigem Gefühl desselben warm wird, so überläuft mich gleich wieder der eiskalte Gedanke, daß ich es nicht mit der Muttermilch eingesogen habe, sondern mit Mühe unter fremden Völkern mir suchen mußte.

Nehmen Sie das als eine der vielen Unbequemlichkeiten des Reisens an, die nicht unter die geringsten gehört. Nationalstolz wird immer von dem Ausländer geschätzt, und nur dadurch, daß wir selbst anfangen uns zu achten, können wir seine Gerechtigkeit erwerben. Aber leider ist es gegenwärtig nicht Zeit dazu.

So viel über uns auf fremdem Boden, wo ich immer am liebsten meine Nation betrachte. Ich will damit schließen, wenn ich Ihnen schon einiges über die Gefahr, mit welcher wir über die angeschwollene Dordogne setzten, und von den schönen Ufern der Gironde sagen könnte, von welchen ich Sie grüsse.

X.

Aufenthalt in Bordeaux.

Während meines Aufenthalts in Paris hat man verschiedenemale von der Aufhebung der Gerichte durch Geschworne gesprochen. Einige Rechtsfälle, welche Aufsehn erregten, rückten diesen Gegenstand näher vor die Augen des Publikums, als es vielleicht eine Entscheidung der Regierung über denselben gethan hätte. Auch erschienen mehrere Flugschriften, in welchen dieses Institut untersucht, und besonders von einem Herrn Bourguignon in drei verschiedenen Memoires vertheidigt wurde. Die Regierung hat sich bis jetzt enthalten, an eine Rechtsform zu rühren, welche die Nation zu einer Zeit als einen der ersten und schätz-

barsten Gewinne der Revolution angesehn, und sie mag wohl ihre guten Gründe haben, sie in ihrer bisherigen Form fortbestehen zu lassen. Die Sache selbst ist verschiedener Ansichten fähig; und es ist in politischen Einrichtungen immer das Beste, das Alte bestehen zu lassen, so lang man sich nicht mit allem Gewichte gediegener Erfahrung, langer Prüfung und entschiedener Überzeugung zu einer Veränderung entschließen kann. Der Karakter der Nation selbst greift beynahe mehr, als in jedes andre Institut, in dieses ein, und es dürfte wohl gut seyn, erst das Erziehungsresultat der neuen Zeit an einer ganzen Generation abzuwarten, ehe man sich zu einer Reform entschließt, die vielleicht zu wünschen ist, aber auch die größten Schwierigkeiten entgegensetzt. Auf jeden Fall möchte es der Mühe werth seyn, wenigstens die Stimmung der Nation über diesen Punkt zu erfahren. Allein die Franzosen sind nun einmal nicht das Volk, welches sich mit der-

gleichen ernsthaften Ansichten langweilen mag, für das die Gewohnheit Alles zu wirken im Stande ist, und das sich schon darum einer Prüfung dieses Instituts enthalten könnte, weil es ein Kind der Revolution ist, und man unter den Erinnerungen an dieselbe lieber von dem spricht, was man gelitten, als was man gewonnen hat.

Es sind daher, wie man denken kann, nur Rechtsgelehrte, welche diese Anstalt prüfen, und natürlich durch ihre Wissenschaft und ihre Erfahrung auch am ersten dazu berechtigt sind. Ich habe bereits einen davon genannt. Herr Bourguignon ist ein sehr beredter und gelehrter Vertheidiger derselben; aber Beredsamkeit und Gelehrsamkeit dürften wohl für diesen Fall nicht allein hinreichen. Erfahrung und Menschenkenntniß sind hier der sicherste Führer, und ich möchte mich darum lieber dem Herrn Gach anvertrauen, der vor einigen Jahren seine Ansicht der Sache in einer kleinen Schrift: des Vices de l'in-

stitution du Jury en France, zu Folge seiner zehnjährigen Erfahrungen in Gerichtsstellen, ausgesprochen hat.

Dieses Werkchen ist in mancherlei Rücksichten merkwürdig, besonders aber wegen dessen, was ein Eingebohrner über den Karakter seiner Nation urtheilt, in welchem er einen der Hauptgründe gegen die Einrichtung der Jury's findet. „Der Franzose wird immer leichtsinnig, frivol, unüberlegt und schnell in seinen Entscheidungen seyn,“ *) sagt er, und das ist freylich genug, um ihm nur mit größter Vorsicht das heilige Richteramt in die Hände zu legen. Aber die ganze Einrichtung scheint auch wirklich eher für eine Zeit zu passen, da die höchste Einfachheit der Sitten und Lebensweise auf der einen Seite den Verstand so gesund erhielt, als den Körper; auf der andern

*) Ut sunt Gallorum subita et repentina concilia. Caes. d. b. Gall. L. III.

die vorkommenden Fälle auch nicht so verwikelt seyn konnten, als sie es in einer Zeit seyn müssen, da die höchste Verfeinerung des Geistes und der Sitten die Bedürfnisse überhaupt, und die Gelegenheiten und Mittel, das Gesetz zu täuschen, beynah ins Unendliche vermehrt hat. Aus einer Periode, wie jene, stammt die Einrichtung der Jury's in England; aus einer, wie diese, die von Frankreich. In England ist man über ihre Mängel einverstanden, bewahrt sie aber als eine der übrigen Basen der Volksfreiheit sorglich auf; in Frankreich könnte der nemliche Grund zu ihrer Vertheidigung dienen, und muß er wohl auch hauptsächlich dafür gebraucht werden.

Die Forderungen, welche das Gesetz in diesem Lande an den Geschwornen macht, sind offenbar den Bedürfnissen unsrer Zeit nicht angemessen. Jeder Bürger welcher dreißig Jahre alt ist, mit hundert Franks auf der Kontributionsliste steht, und lesen und schrei-

den kann, ist zu dem ehrenvollen Amte eines geschwornen Richters tüchtig. Der Präfekt des Departements hat aber die Verpflichtung, nach Möglichkeit die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer des Arrondissements unter die Kandidaten zu bringen, und dem Angeklagten ist das Recht gegeben, nach seinem Gutbefinden eine bestimmte Anzahl seiner Richter auszuschließen. Dieß sind ungefehr die Vorschriftsmaasregeln, welche das Gesetz bey der Konstituirung der Jury's anwendet, und sie dürften bey einer Einrichtung der Art wohl alles seyn, was dafür geschehen kann.

Herr Gach, dessen Schrift aber nicht für die Verbesserung, sondern gänzliche Aufhebung der Jury's spricht, konnte natürlich nicht besser zu Werk gehn, als wenn er die Fehler derselben darthut. Seine Untersuchung geht, wie sichs erwarten läßt, sehr in das Einzelne; die Hauptvorwürfe bestehen aber in folgenden Punkten.

I. Fehlt es den meisten Bürgern nicht nur

an Eifer für die allgemeine Sache; sondern sie haben auch wirklich einen Widerwillen gegen ein so wichtiges Amt, wie das des Richters ist. Je zärter ein Gewissen ist, desto mehr Scheue hat es, Pflichten auf sich zu nehmen, die es auch bey dem besten Willen sich nicht immer ganz zu erfüllen getraut. Es schaudert jeden Menschen überhaupt, über das Glück und Unglück Anderer abzusprechen, und wer sich dieses Geschäft ersparen kann, thut es gewiß schon in dieser Hinsicht, wenn auch nicht sein Gewerbe und sein Eigenthum durch das Opfer von Zeit, und selbst zuweilen von Geld, das er dem Amte bringen muß, leidet. Er führt daher die ganz allgemeine Erfahrung von den Schwierigkeiten an, welche die Zusammenberufung von 15, und in gewissen Fällen von 48 Geschwornen, findet, und sagt, daß bey wichtigen Prozessen häufig die ganze erste Sitzung damit hingehe, das Gericht gehörig zu konstituiren.

II. Es fehlt den Geschwornen gewöhnlich

an Kenntnissen, um eine Streitsache richtig zu beurtheilen, und an Uebung, um sie gehörig zu übersehen. Dieser Vorwurf ist so klar, daß er wohl gar keiner Beweise bedarf; aber es ist merkwürdig, eine Stelle des Verfassers über seine Landsleute zu hören.

„Ich muß das Geständniß wagen: das geistvollste, das gesellschaftlich-gebildetste, das liebenswürdigste Volk von Europa ist vielleicht eins der am wenigsten unterrichteten Völker unsres Welttheils. Wenn es kein Land gibt, wo Künste und Wissenschaften durch eine kleine Anzahl privilegirter Köpfe mit größerem Erfolge getrieben worden, als in Frankreich, so gibt es auch keins, wo die Masse der Bürger in tieferer Unwissenheit über alles liegt, was Bezug auf Gesetze und öffentliche Administration hat.“

„Nur wenig lernbegierig, zu ununterrichtet sogar, um die Nothwendigkeit und den Werth des Unterrichts zu fühlen, liest, beobachtet und denkt der Franzose im Allgemei-

nen nicht. Wirft er zuweilen die Augen auf das große Buch der Welt, so geht er sogleich an das Kapitel des Eigennutzes oder Vergnügens, des Ehrgeizes oder der Intrigue. Die Aufschriften: Gesetze, Gerechtigkeit, öffentliche Ordnung, Moral, Tugend, Leidenschaften, schrecken ihn zurück. Er mag nicht bei ihnen verweilen."

„Unsre Voreltern sagt man, hielten es für ehrenvoll, nichts zu wissen. In solcher Barbarei sind wir nun nicht liegen geblieben. Man verzeiht es dem, der etwas weiß, man gesteht ihm sogar einige Achtung zu; aber man schämt sich nicht, völlig unwissend zu seyn."

„Wen das Bedürfniß zu einem Stande nöthigt, welcher einige Kenntnisse erfodert, beeilt sich, das zu lernen, was er für denselben braucht. Aber dabey läßt er es auch bewenden."

„Frage man einen Arzt, einen Landmann, einen Banquier, einen Kaufmann, selbst ei-

nen sogenannten liebenswürdigen Gesellschafter, was ein Geschworner sey, worin seine Verrichtungen bestehen, was Ueberzeugung, Überweisung u. dgl. sey? Mache man ihnen hundert eben so einfache Fragen über den Gegenstand der Gesetze und der peinlichen Prozednr, die Meisten werden nicht antworten können, oder sogar mit einem: was geht mich das an? (que m'importe?) abbrechen. So gleichgültig sind sie wirklich gegen Alles, was Rechtsverwaltung betrifft. In den engen Kreis der Ideen ihres Standes eingeschlossen, fällt es ihnen gar nicht ein, sich noch andre zu erwerben."

III Es fehlt den Geschwornen häufig an Festigkeit, um ihre Pflicht nach besserm Wissen und Gewissen zu erfüllen, und dieser Vorwurf scheint gerade bey den Franzosen um so wichtiger, da die große Beweglichkeit ihres Geistes und Gemüths sie für die ersten Eindrücke, für die Überredung der Beredsamkeit und das Rührende einer Situazion so empfänglich macht

Zuverläßig sind diese drei Gründe hinlänglich, um das Institut sehr verdächtig zu machen, wenn sie auch gleich die Persönlichkeit der Geschwornen, die Leichtigkeit, durch Bestechungen und Vorurtheile zu wirken, gar nicht berühren.

Es ist eine der schönsten literarischen Unternehmungen, merkwürdige Rechtssachen mit dem Für und Wider vor die Augen des Publikums zu bringen. Den Franzosen gebührt die Ehre der Erfindung, und das Lob wiederholter Ausführung. Unerachtet vor Kurzem eine Sammlung der Art, le Barreau français, verunglückt war, so hat sich ein neuer Herausgeber dadurch nicht abschrecken lassen, und Hr. Mejan's Recueil des causes celébres ist in den sechs, bis jetzt erschienenen Heften, mit einem Beyfall aufgenommen worden, der ihr den Erfolg der älteren Sammlungen und noch grösseres Lob verspricht, wenn sie in gleichem Geiste fortfahren wird. Unter den verschiedenen Prozessen, welche er mittheilt, ist

gleich der erste ein Beweis von den Mißgriffen der Jury's, welche einen Mann, der das Unglück hatte, den Verletzer der Ehre seiner Tochter, unerachtet ihm dieser eine geladene Pistole vorgehalten hatte, zu erdrosseln, auf die zwei ersten Beschuldigungen, des Todschlags, und des Attentats gegen individuelle Freyheit losgesprochen, und auf die dritte, Gewaltthat und Vergriff an der Person des Ermordeten, zu einjähriger Gefängnißstrafe, und 25,000 Livr. Entschädigung verurtheilt hat. Nach dem Stand der Sache war die lezte Beschuldigung ganz in den beiden erstern enthalten, und konnte also einzeln nicht schwer auf ihm lasten. Der Beeinträchtigte hat in der genannten Sammlung seine Stimme mit würdiger Mäßigung gegen diesen Richterspruch erhoben. Allein die Richter brauchen Niemand, als ihrem Gewissen, Rechenschaft abzulegen, und ihm bleibt nichts übrig, als das Gefühl erlittenen Unrechts, und die Theilnahme des Publikums.

Die letztere Geschichte ist in der Nähe von Bordeaux vorgefallen, und dieß veranlaßte mich zu einigen Worten über die Einrichtung der Jury's. In einem andern, sehr merkwürdigen Prozeß, der gleichfalls in dieser Gegend vorgekommen ist, scheint mir ein ähnliches Gericht eben so leichtsinnig zu Werk gegangen zu seyn, wenn gleich am Ende ein höherer Gerichtshof, aus ganz andern, mich aber nicht befriedigenden Gründen seinen Spruch bestätigt hat.

Die Sache ist wirklich von hohem dramatischen Interesse. Ich werde sie aber durch einige Stellen aus der Vertheidigung einer der beiden interessirten Personen noch merkwürdiger zu machen suchen. Letztere dürften zugleich zur Karakterisirung der gerichtlichen Beredsamkeit von Werth seyn.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen, Mlle. **Millet-Belisle Phelipeaux**, verlor den 5ten März 1806 seine Mutter, nachdem sein Vater schon mehrere Jahre gestorben

war. Zwei Tage vor diesem Todesfall war ihr Oheim, den ihr das mütterliche Testament zum Vormünder setzte, vom Schlag gerührt worden. Seine Verstandeskräfte hatten sehr durch denselben gelitten; aber es dachte niemand daran, ihm einen Stellvertreter in seinem Verhältniß zu der Mündel, zu geben.

Ein Herr Themines hatte schon früher um die Hand dieses reichen und liebenswürdigen Mädchens angehalten. Seine Werbung war von der Mutter nicht genehmigt worden, weil sie der entschiedenen Abneigung ihrer Tochter keine Gewalt anthun wollte.

Dieser Werber stellte sich nun gleich nach der Mutter Tode wieder ein, und wußte es bey dem schwachen Vormünder dahin zu bringen, daß er seine Einwilligung gab, ohne nur seine Mündel darüber gehört zu haben. Der Familienrath, welcher zusammenberufen wurde, handelte eben so eigenmächtig. Das arme Mädchen fand sich auf einmal von der bürgerlichen Autorität verehlicht, ehe es nur

an Heirathen dachte. Die Vollziehung sollte bis nach Fasten, und nach priesterlicher Einsegnung geschehen; aber am Morgen nach der gerichtlichen Celebrazion verließ sie ihr Haus, flüchtete sich zu Fuß zu einem ihrer Verwandten, der in der Gegend wohnte, und auf dessen festen Karakter sie rechnete, und flehte ihn um Rettung von einem Band, das man für sie geschlossen, und wozu sie nie ihre Einwilligung würde gegeben haben.

Es folgten sich nun hinter einander mehrere Szenen, in welchen der prätendirte Gatte seine Frau bald mit Güte reklamirte, und durch Schmeicheleien zu gewinnen suchte, bald mit Gewalt und selbst mit körperlicher Verletzung derselben aus ihren Zufluchtsorten reißen wollte, und dieses selbst gegen ein öffentliches Erziehungshaus wagte, in welches sie die Gerichte, vor denen sie auf Ungültigkeit des Vertrags geklagt hatte, bis nach Entscheidung der Sache gesprochen hatten.

Herr Terrére, einer der vorzüglichsten

Advokaten von Bordeaux, war ihr Sprecher in ihrer Scheidungsklage. Seine Rede hatte mehrere ganz vorzügliche Stellen, welche den vortheilhaftesten Begriff von der gerichtlichen Beredsamkeit in diesem Lande erwecken, und gerade in dem, was man ihnen etwa verwerfen könnte, den Beweis liefern, daß ein Rechtsgelehrter in Frankreich mehr zu lernen hat, als in Deutschland, wo man die schöne Form für das allerunwesentlichste einer Prozeßschrift ansieht, und der Advokatenstand vielleicht immer am nachtheiligsten auf die Sprache gewirkt hat, und noch wirkt.

„Wer ist die Person, die Euch durch mich beschwört, sie von ihrem Verfolger zu befreien? — Ein Mädchen, eine Jungfrau, ein Glied des Geschlechts, das durch so viele Tugenden und so große Anmuth zu ersetzen versteht, was ihm die Natur an Tiefe der Denkkraft und Festigkeit des Karakters versagt hat; des Geschlechts, welches die Sitten unter ewige Vormundschaft zu stellen scheinen, das die Ge-

setze gegen seine eigene Schwachheit beschützen; das sie von allen öffentlichen Aemtern entfernen, dessen Willen sie auch in den unbedeutendsten Akten des Lebens fassen, und das sie so leicht wieder aufheben, wenn unüberlegte Handlungen seine Glücksgüter ausgesezt haben . . . es ist ein Weib, ein schwaches, ein abhängiges Wesen.“

„Mit der Unvollkommenheit der Natur vereiniget sich bey ihr noch die Schwachheit des Alters. Da sie sich unterdrückt sah, hatte sie kaum fünfzehn Jahre . . . fünfzehn Jahre! die Epoche also, in die das Gesetz kaum die physische Entwicklung sezt, welche der der Vernunft und des Willens so weit vorangeht; fünfzehn Jahre! das Alter, das so nahe an die Kindheit grenzt, noch alle ihre Unvollkommenheiten, ihre naive Unerfahrenheit, ihre unkluge Beweglichkeit hat; fünfzehn Jahre, das Alter also, dem die Gesetze noch sieben Jahre lang selbst die unbedeutendste Verfügung über sein Vermögen versagen!“

„Und um welche Zeit hat man sie aus ihrer ruhigen Unschuld weggerissen? — Als die, noch so schwache, so unvollkommene Vernunft unter dem gerechtesten, trostlosesten Schmerz erlag. — Männer von Gemüth! Sie hatte eben ihre Mutter verloren! das war der Augenblick, den sie wählten, um ihr Hymens Fakel anzuzünden. Kaum zehen Tage war sie ins Grab gelegt. Ach! die Wahrheit strömt hier mit der Gewalt der Reue auf mich ein, der ich mich entledigen muß! Ihr alle, die ihr, wie man mir sagt, die Sache unsres Feindes begünstigt, die ihr seine Anklagen unterstützt, seinen Triumph verkündigt, ich wag' es Euch zu fragen: Ihr waret einst Kinder, Ihr seyd Väter, wenigstens seyd ihr Menschen! Kinder und Väter, ich frag' euch, in der Trauer um einen noch ganz neuen, unersetzlichen Verlust, im Gewande des Todes, und in tiefster Leichenkleidung, wer könnte freiwillig dieses Band knüpfen, das sie verabscheut? Begreift ihr in einem, noch un-

schuldigen, Herzen dieses ehebrecherische Gemisch von Lachen und Weinen, Verzweiflung und Liebe? Schließt man an Särgen den Vertrag der Fortpflanzung und des Lebens? Männer von Gemüth! Wenn euch dieser Kontrast nicht rührt, so müßt ihr doch eingestehn, daß der Wohlstand, welcher den Schutz der Sitten und des Eigenthums öffentlicher Ehrbarkeit ausmacht, aufs unwürdigste verlezt wurde. Es ist eine Zeit für den Schmerz, und eine andre für die Hochzeitfreude. Das frische Grab fordert Thränen, die ihm jederzeit gebühren. Es gibt Pflichten, die um so strenger sind, da blos die Ehrfurcht vor der guten Sitte sie beim Stilleschweigen der Gesetze auflegt; und wer ein junges Mädchen nöthigt, ihm ihre Hand über dem Sarg ihrer Mutter, und so zu sagen, über ihrer Asche zu reichen, verlezt in den Augen der ganzen Gesellschaft das Zartgefühl, und selbst die Tugend seiner Gattin!“

„Aber der unwidersprechlichste Beweis der Gewaltthat, der Hinterlist, der kalten Berech-

nung, das ist das Verbrechen, das Verbrechen vom 29ten September. — Was mußte der, welcher sich den 29ten Sept. am hellen Tage in offenbaren Aufruhr gegen Eure Beschlüsse gesezt hat, den Tag und die Nacht vom 26ten März thun? Welche Grenzen hat der überschritten, welcher selbst nicht einmal die, durch Religion und Gesetz geheiligten Bande geehrt? — Das Mitleid, welches das Thier sogar mit dem Menschen theilt, die Rücksichten, die Geschlecht und Schwachheit, die gute Sitte, welche für einen ehrlichen Mann gebieterischer, als das Gesetz ist, die Gesetze, die ihn selbst beschützen! . . der Unsinnige hat allem getrozt, alle verachtet! — Nun soll er mir noch sagen, daß er in der Nacht vom 26. März, und vorher und nachher, nicht nach seinem Gefallen eine Hand geführt hat, welche er den 29. Sept. (da er sie mit Mißhandlung aus dem Erziehungshaus von Agen gerissen) zerquetscht hat? Welchen Kränkungen war nicht diejenige ausgesetzt, der man weder Klei-

dung, noch Haare, noch Busen geschont? Nein, nein; in der Nacht vom 26ten März konnte sie nicht rufen, nicht Hülfe flehen, keinen Laut von sich geben. Mit Gewalt hatte man ihr ja den Mund zugestopft. Dieses Verbrechen enthüllt mir das vorhergehende. Gewiß hat das Verbrechen seine Stufen, die Bosheit ihre Nuancen; aber der Räuber der erstern Herbsttage war schon im Frühling fertig gewesen.“

„So vereinigt sich alles, den ungleichen Kampf der Schwachheit und Gewalt, der Unschuld und der Verdorbenheit zu verrathen. — Auf der einen Seite des Irrthums Furcht und Überwältigung statt Liebe; auf der andern Verlassenheit, Kindheit und Verzweiflung, auch statt Liebe. — Das ist das Schauspiel, welches uns unser Prozeß vorhält.“

Späterhin, auf die Angabe des Gesetzes (Artikel 160 vom Code) daß minderjährige Söhne und Töchter, ohne Ein-

willigung eines Familienraths keinen Ehevertrag abschließen können, und die Behauptung der Minderjährigen: daß der Familienrath gesetzwidrig veranstaltet gewesen, und somit der Vertrag null und nichtig sey, fährt ihr Vertheidiger fort:

„Die Ehe, ein Vertrag, dessen Folgen unwiderbringlich sind, der so nahe an das Unglück grenzt, erheischt ohne Zweifel in der Einstimmung dessen, der ihn abschließt, die Weisheit und Kraft, welche nur das Resultat des reifern Alters sind.“

„Indem das Gesetz die Sorglosigkeit der Natur ergänzte, konnte es nicht zugeben, daß ein minderjähriges Geschöpf, dem es auch im Fall der Mannbarkeit, allen Willen abspricht, allein über seine Person verfügt und sie gleichsam veräussert.“

„Daher, meine Herren, die weise Einrichtung welche in Bezug auf die Ehe den Willen der Väter dem unvollkommenen der Kinder substituirt.“

„Fehlt aber diese Garantie, welche im Herzen der Väter geschöpft wird, ist eine minderjährige Person der Urheber ihres Daseins beraubt, und ganz allein auf dieser Erde, durch welchen Ausweg soll das Gesetz der Gefahr dieser Verlassenheit begegnen?“

„Die Natur soll ersezt, jene heilige Liebe, die über das Glück der Kinder wacht, wieder erschaffen werden, sie sollen Vater und Mutter wieder erhalten, die sie verloren. Das Gesetz verläßt sich hier nicht blos auf Einen Verwandten, selbst nicht auf mehrere ohne Unterscheidung; es wendet sich an die, deren Blut eine thätigere Theilnahme, eine gehaltenere Aufmerksamkeit verspricht; und nimmt mit Recht an, daß sie, je reger das Band ist, welches sie mit dem Minderjährigen vereinigt, desto mehr Interesse haben müssen, nur nach reifer Ueberlegung zu einer Heirath ihre Einwilligung zu geben, durch die ihre eigene Familie vergrössert wird. Darum hat sich die alte, wie die neue Gesezgebung, immer ge-

fürchtet, im Punkte der Ehe dem Willen eines einzigen Vormünders zu vertrauen. Es rief die Verwandten, um die Väter zu ersetzen, und unter den Verwandten rief es die nächsten im Grade vor allen Andern zuerst."

* * *

„Ich habe das öffentliche Gerüchte gefragt. — Es hat mir erklärt, daß man selbst bei Lebzeiten der Mutter diesen Heirathsplan hatte, und daß ihn blos ihr Widerstand unterbrochen."

„Ich habe Ort, Zeugen und Umstände zu Rathe gezogen. Einige Tage vor der Heirath erklärte sie, daß sie ihr Herz nicht bezwingen kann. Ihre Hochzeit ist ein Tag der Trauer. — Die Nacht, welche ihr folgte, die der unverletzten Jungfräulichkeit; der Tag, der auf sie kam, der der Flucht und der Protestation."

„Und welche Protestation! Häschern, Gensd'armen, Rechtsgelehrten, Ermüdung und Finsterniß, allem trotzt sie, um ihm zu entfliehen!"

„Unerwartet erscheint er. Ein Sprung aus dem Fenster befreit sie von ihm."

„Alles versichert, Alles überzeugt mich, daß man sie unwürdig gezwungen“

„Erweckt mir der Karakter des Unterdrückers nur den geringsten Grund zur Ungewißheit?“

„Am Tage der Hochzeit läßt er nicht von ihr ab. Er foltert sie, er heirathet sie, und verschwindet!“

„Zween Tage nachher verlaßt er sie. Ihr Vermögen ist's allein, an welches er nur denkt.“

„Er erscheint wieder; aber nicht auf eine gefällige Weise, sondern mit unwürdigen Entführern. Nicht mit Bitten und süßen Verführungen der Liebe, sondern mit Helfershelfern.“

„Endlich legt er kirchenräuberische Hände an sie; denn Alles, was die Schwäche beschützt, Unschuld und Gesetze sind heilig.“

„Kalt überlegt er Raub und Entehrung. Er täuscht die Aufsicht der Aufseher; er tritt die Beschlüsse der Obrigkeit mit Füßen. Welche Verfahrungsweisen! Welch ein Karakter! Was für ein Mensch! Welchen Vorwurf kann man ihm machen, den er nicht zum Voraus gerechtfertigt hat!“

„Das ist der Prozeß, den man so sehr ent-

stellt hat, nicht in den Augen der öffentlichen Meinung, die man nie hintergeht, sondern in den, dabei interessirten, Lotterien, in welchen Leidenschaften, wie Vorurtheile, allein herrschen. Nie, nie werden die Jahrbücher der menschlichen Verdorbenheit einen so schrecklichen Mißbrauch der Übermacht über Geschlecht und Alter aufweisen; nie hatten die Tribunale größere Attentate zu rächen!"

„Sohn jener alten Helden, deren Wahlspruch Ehre und zarte Ergebung gegen das schöne Geschlecht war, so vermagst du die zu behandeln, welche du zu lieben behauptest? Siehst du nicht, welche unübersteigliche Scheidewand du zwischen ihr und dir aufgerichtet, daß du sie durch deine Anstrengung, sie mit Gewalt zu erhalten, auf ewig verlohren hast?"

„Welches Tribunal, denn in jedem sitzen Männer von Gefühl, welches Tribunal könnte von nun an das schwache Kind, dessen Reitze du verletztest, dessen Herz du gereizt, in deine Hände geben? Wer müßte nicht für ihr Schick-

sal zittern, wenn sie dir noch einmal ausgeliefert werden würde? Kann sie den, welcher sie so offenbar gezwungen, gemißbraucht, gequetscht hat, noch lieben? Liegt in ihrer Verbindung mit dir nicht etwas, das den Gedanken empört, das die knirschende Phantasie sich unter den Zügen von Mecentius Tode vorstellt?“

„Kann nichts also dich aufhalten? .. Nun, so will ich dir von dir selbst reden; vielleicht gelingt es dem persönlichen Interesse, was die Vernunft bey dir nicht zu wirken vermag. Unglücklicher! Es betrifft dein eigenes Schicksal. Du willst ihr Gatte werden? Und was wird dir für eine Treue bürgen, welche sie dir nicht geschworen? — Das Gesetz! Aber das Gesetz straft, und überredet nicht. — Ihr Gott? Aber sie hat ihn nicht zum Zeugen angerufen!“

„O um deiner selbst willen, höre auf, dieses unglückliche Band noch enger zu schließen! Das Zartgefühl fordert es, das Gesetz befiehlt es, und das Mitleid allein macht es dir schon zur Pflicht. Was ist ein wenig Gold gegen alle

diese Betrachtungen? Und wie können die Berechnungen deiner Habsucht gegen ihr und dein Glück in die Waagschaale gelegt werden?“

„Meine Tochter! Schwaches Kind, das mir das Unglück gegeben, meine Pflicht ist erfüllt. Deine Vertheidigung ist erkannt, du darfst nun wieder freier athmen. Ich habe dich aus den Händen des Jammers erhalten, und lege dich in die der Gerechtigkeit. Schlage deine Augen auf, unglückliches Kind! Der Tag der Ruhe ist für dich aufgegangen. Schaue dieses erlauchte Tribunal an, welches jetzt über dein Schicksal entscheiden muß! Hier sind die Tugenden und Talente, welche dich beschützen müssen. Von hier muß der Beschluß ausgehen, der dich frei macht, und wie der erste Schritt deines Lebens dir die Männer nur in ihren entehrenden Ausschweifungen zeigte, so wird dich der zweite dafür solche finden lassen, die die Menschlichkeit ehren!“

XI.

Reise von Bordeaux nach Bayonne.

Vom 27. bis 29. April.

Nichts geht über die lachenden Ufer der Gironde, besonders, wenn man von Norden kommt, und beinah mit jeder Station weiter in den Frühling hineinfährt. Besonders schön sind die Umgebungen von Bordeaux auf der Seite gegen Bayonne hin. Der Weg führt mehrere Stunden zwischen den freundlichsten Gärten durch, unter welchen mehrere wirklich schön angelegte Villen sind. Aber das dauert auf beiden Straßen, welche nach den Pyrenäen

führen, nicht lange, und am kürzesten auf der nächsten, die durch die großen Heiden (les grandes Landes) nach Bayonne geht. Bald beginnen ganze Strecken Heidelandes, in welchem man nur hier und da eine einsame Wohnung, oder eine Heerde entdeckt. Die Fernen sind durch leichte Pinienwälder begränzt; kein Gebirge malt sich mit schönen Linien an dem Himmel; die Erde erscheint dem Auge beinahe bösartig, weil sie sich nur in dem Ueberfluß von Unkraut und Dornengesträuchen zu gefallen scheint, und die Menschen fliehen die Einöde, in welcher für ihre Arbeit so geringer Lohn ist. Je weiter man vorwärts rückt, desto schlechter wird die Straße, desto verlassener die Gegend, desto rauher sind die Winde, welche in dieser Jahrszeit noch sehr kalt von den Pyrenäen herabwehn. Eine harte, schwarze Sanderde dehnt sich in unübersehbaren Strecken aus, die Vegetazion hört beinah ganz auf, und nur die fernen Pinienkronen erheitern noch den traurigen Blick. Mit Mühe ziehen die Pferde den

Wagen auf dem zähen Grunde; so langsam es auch geht, fühlt man sich doch nicht zum Spaziergange versucht. Man starrt eine Zeitlang die neue, wilde Ansicht an, drückt sich aber bald unmuthig in eine Ecke des Wagens, und ist froh, wenn man schlafen kann.

Wie indeß überall, so hat die Natur auch hier für Wechsel gesorgt. Auf die langen, schwarzen Ebenen folgen unübersehbare Wüsten von blendend weißem Sande. Ich übertreibe nicht, wenn ich sie unübersehbar nenne. Sehr oft sieht man wirklich nichts, als den Himmel, wie er den unfruchtbaren Sand einschließt; aber diese Einförmigkeit ist bald so ermüdend, daß es einem ordentlich wohl wird, wenn man einmal wieder ein paar Pinienbäume, oder ein Haus, oder einige Menschen erblickt. So dauert der Weg gegen dreißig Stunden in Einem fort. Die kleinen Flecke, welche die Menschen bewohnen und anbauen können, und die Pinienwälder sind nur, wie Inseln, durch den großen Sandsee verbreitet, an welchen man mit

Mühe landet, und die man bald wieder verlassen muß. Das meiste, was man von den großen afrikanischen Wüsten erzählt, ist auch hier wahr, und der Wind z. B. regt, wie dort, den leichten Sand auf, wirft ganze Berge desselben zusammen, und sezt den Wanderer, den er überrascht, in die größte Gefahr. Ein Weg ist eigentlich gar nicht da, und die Reisenden müssen ihn nur gleichsam nach der Sonne suchen, indem die leichten Spuren ihrer Vorgänger zu oft durch die Winde verwischt werden. Beinah unaufhörlich gehen die Räder bis an ihre Axe im Sande, und das leichteste Fuhrwerk wird somit zu einer schweren Last, daß man kaum im Wagen bleiben mag, wenn man die Anstrengung der armen Thiere ansieht. Wir machten auch wirklich den größten Theil des Wegs zu Fuß, und dennoch konnten wir mit sechs starken Pferden höchstens acht Stunden des Tags zurücklegen, und blieben doch mehreremale so fest stecken, daß wir bivouaquiren zu müssen fürchteten. Das Wasser ist auf solchem Boden

natürlich selten; doch begegneten wir einmal einem sehr starken Bache, welcher aber im Sommer wahrscheinlich ganz austrocknet, und das Wasser der Ziehbrunnen ist so schlecht, daß nur der schlechtere Wein, den man in den Herbergen findet, es trinkbar machen kann. Diese sind übrigens noch nicht so elend, als man glauben sollte, wenn ich gleich zweimal auf der Erde schlafen mußte, und mich nur zu oft mit Wehmuth an die vortreffliche Pariser Küche zu erinnern Gelegenheit hatte. Der Grund hiervon liegt in der ehemaligen stärkern Benutzung dieses Wegs, welcher die einzige Poststraße von Bordeaux nach Spanien war, da diese jetzt hingegen, freilich mit einem nicht unbedeutenden Umweg, über Mont-Marsan führt, und auch da durch den Sand schlecht genug wird. Der Kaiser hat sich daher veranlaßt gefunden, für das laufende Jahr eine Million Franken blos für diese Straße auszusetzen. Aber auch nur mit so ansehnlichen Mitteln ist es möglich, in diesen steinernen Gegenden einen guten Weg zu

gewinnen. Derjenige hingegen, den ich gemacht habe, wäre kaum anders, als durch Lagen von Holz in den Stand zu setzen. Wie viel man aber hierzu bedürfte, und wie kurz es dennoch dauern würde, leuchtet in die Augen. Dieses Mittel wurde indeß vor der Revolution einmal angewendet, da der Graf von Artois nach Spanien ging, und die heutige Poststraße durch die kleinen Heiden noch nicht eingerichtet war. In der That aber lohnte das Land die große Ausgabe nicht. Der starre Sand ist selten des Anbau's fähig, und die wenigen Bewohner desselben haben sich durch eigene Mittel zu helfen gewußt, wie es den Menschen beinah immer gelingt, wenn die Nothwendigkeit ihren Erfindungsgeist anspornt.

Die Hirten, welche die allerödesten Gegenden dieses Strichs von Frankreich bewohnen, gehen sammt und sonders auf hohen Stelzen (échasses). Nichts sieht komischer aus, als diese Menschen. Man denke sich einen braunen Kerl in weißem Schaafspelz-Wams, ähnlichen

Hosen und einem großen Hute vor, dem seine langen struzzigen Haare auf allen Seiten in das Gesicht hängen, wie er sich in mächtigen Schritten drei bis vier Fuß hoch über der Erde fortbewegt, besonders, wenn er an der Gränze des Horizonts hinschreitet, und die ganze abentheuerliche Figur sich aus der Ferne nur in der Luft zu bewegen scheint. Im Anfang spielt die Einbildungskraft wunderbarlich mit diesen Gestalten; aber die öde Einsamkeit begünstigt wahrlich kein heiteres Spiel mit denselben. Bald sind es schlanke Riesengestalten, welche sich aus dem Bauch der Erde in die Luft hinaufgeschnellt haben; bald ungeheure Vögel, die in der Wüste hausen; und man muß einen solchen Menschen ganz in der Nähe gesehen haben, um durch seinen Anblick nicht unangenehm bewegt zu werden. Zuletzt sieht man die Sache freilich nur von ihrer nützlichen Seite an, findet, daß dies die beste Auskunft auf so ungünstigem Boden ist, bewundert die Schnelligkeit, womit ein solcher Stelzenmann dem stärksten Pferde zur

Seite läuft, und sicher durch das niedrige Gesträuch, den tiefen Sand und selbst die Wintermoräste durchgeht. Man muß aber diese Art, zu wandeln, wirklich gewohnt seyn, und sie von früher Jugend an geübt haben, um sich nicht jeden Augenblick in dem Sand zu demüthigen, über den man sich erheben will. Die Bewohner dieser Gegenden haben es aber darin so weit gebracht, daß sie die flinksten Bewegungen machen, und zum Beispiel ein Stück Geld, das man ihnen zuwirft, sicher mit dem Munde auffangen. Diese Stelzen sind übrigens von den, bey uns in Kinderspielen üblichen, verschieden; indem sie nur bis ans Knie hinaufreichen, und über demselben mit einem Riemen, den man leicht wegschiebt, an das Bein befestiget sind. Ein tüchtiger Stock gehört so dann noch zur völligen Rüstung eines solchen Sandwandlers, ohne den er zwar fortgehen, aber nicht stille stehen kann. Als der Kaiser neulich durch die kleinen Heiden reißte, wurde er durch eine Eskorte solcher Schäfer begleitet, die der

schnellsten Bewegung seines Wagens zur Seite folgten, und wohl in ihm den Gedanken erregt haben mögen, daß eine, so abgerichtete, Armee in den asiatischen Wüsten schneller und leichter vorwärts kommen würde, als es bei den bisher angewendeten Mitteln geschehen kann.

Die einzige Vegetation dieses ganzen Departements besteht beinahe in nichts anderm, als in Heidekraut und in Pinien, welche sich aus dem ungünstigsten Boden im schlanken Wuchse zum Himmel erheben, und, da sie gewöhnlich nur in langen Reihen stehen, schlanken Säulen gleichen, die ein mit Epheu überwachsenes Kapitol tragen. Diese Bäume machen aber auch beinahe den einzigen Reichthum des armen Landes aus, indem sie äußerst viel Harz geben, und jährlich damit eine Menge Theer's erzeugt wird. Gerade jezt ist die Jahrszeit, da sie etwa 6 bis 10 Fuß über der Wurzel eingehauen werden, und sich ihr Fett beinahe schon in völligem Flusse befindet. Am Fuße des Baums wird eine kleine Grube angebracht, worin sich das

Harz sammelt, und aus dieser in größere Gruben gebracht wird, wo man es so lang mit Wasser bedeckt, bis man es heraus nimmt, und zum Verkauf in rohe, runde Formen knetet. Außer diesem Erwerbszweige sind Bienen, Schaafe, und während der Weidung derselben fleißiges Strumpfstricken die einzigen Nahrungsquellen der Bewohner; aber man bemerkt an ihnen dennoch keinen Mangel, und ihre, zwar einfachen, aber doch dem klimatischen Bedürfniß genügenden Wohnungen verrathen einen auffallenden Wohlstand. Freilich ist dieser auch nur bei der geringen Bevölkerung möglich, und es müssen wohl viele auswandern, wenn sie mit den übrigen nicht eine erbärmliche Existenz theilen wollen. In einem Kreise von sechszehn Stunden wohnen z. B. in der Regel zwischen 1000 und 1200 Menschen, so daß also dem Einzelnen Raum genug bleibt, um sich mit Zufriedenheit bewegen zu können. Daß dieß wirklich der Fall ist, leuchtet aus dem Umstande hervor, daß man in diesen Einöden so sicher

reist, als in den bevölkertsten Gegenden Frankreichs. Nie hört man hier von Gewaltthaten, außer denen, welche von den Wölfen verübt werden, die man bis jezt in diesem Lande noch bei weitem nicht ganz auszurotten vermocht hat. Die Einschränkung der Jagdfreiheit, welche man für diese Gegenden wohl aufgehoben wünschen möchte, hat ihre Anzahl und ihre Kühnheit so sehr vermehrt, daß mancher Schäfer schon das Opfer der Vertheidigung seiner Heerde geworden ist.

Gegenden, in welchen die Natur einen so entschieden einfachen, beinahe traurigen Karakter hat, machen das Gemüth für gewisse Eindrücke empfänglicher, oder setzen es wenigstens in eine Stimmung, in welcher es sie gerne nach seiner eigenen Weise gestattet. Ein Leichenzug z. B. den ich sah, wie er sich gerade auf der Linie des Sand Horizontes hinbewegte, wurde mir zu einer Holbein'schen Darstellung des ernsten Wanderers, wie er einsam über die Erde weggeht, und seine Opfer mitnimmt. Ein Karren,

welchen zween Ochsen zogen, enthielt den Sarg. Den Zug eröffnete ein Mann, der mit demüthiger Haltung ein Kruzifix trug; ihm folgte der Pfarrer, und diesem ein Chor beinahe ganz vermummter Weiber in schwarzen und blauen Kleidern. So mahlte sich die finstere Begleitung in den rothgefärbten Abendhimmel. Es war Alles stille in der Wüste, wie in dem Sarge. Nur der Tod schien sich mit seinem traurigen Geleite aufgemacht zu haben, ernstmahnend an die untergehende Sonne zu erinnern, und von einer langen Nacht zu murmeln, welche auf jeden Tag folgt, und dem schönsten Morgen vorangehen muß.

Ein ganz eigenes Fest sahen wir noch in diesen Sandwüsten, ehe wir sie verließen. Die sämmtlichen Bewohner eines Dorfes zogen mit hohen, frisch sprossenden Dornenzweigen nach der Kirche, um sie segnen zu lassen. Diese Zeremonie hat überhaupt einen schönen Sinn, wird aber auf diesem Boden, wo so viele Dornen und so wenige Rosen wachsen, tief rüh-

rend. Es liegt eine hohe Resignation in dem frommen Glauben eines armen Volkes, wenn es, weit entfernt gegen den kargen Himmel zu murren, dessen sparsamen Geschenken vielmehr eine höhere Bedeutung leiht, an die Nothwendigkeit des Wechsels von Gutem und Bösem, und an die Kraft des Menschen, auch die Dornen des Lebens durch Hoffnung und Glauben zu verschönern, erinnert. Diese gesegneten Dornen werden das ganze Jahr hindurch aufbewahrt, als das Symbol dessen, was Unglück und Leiden dem Menschen seyn können, wenn er sie durch Geduld und frommen Aufblick zu dem Lenker der menschlichen Schicksale für sich heilsam zu machen versteht.

Wir waren entschlossen, noch diesen Abend in Bayonne anzukommen; aber, je mehr wir uns dieser Stadt näherten, desto tiefer schien der Sand zu werden. Schon waren uns einige Korkbäume, als die ersten Bewohner des Südens, begegnet; allein sie verließen uns bald wieder, und wir erblickten rund um nichts, als

Pinien und Sand. Noch waren wir mehrere Stunden von der Stadt entfernt, so wurde es Nacht. Unsere Pferde vermochten den Wagen kaum mehr weiter zu schleppen, und wir mußten oft aussteigen, um ihn zu erleichtern. Nach vieler Anstrengung kamen wir endlich um Mitternacht nach St. Esprit, der Vorstadt von Bayonne. Wir pochten an mehrere Wirthshäuser; aber alle waren mit Menschen angefüllt. Niemand wollte uns aufnehmen, und unser Wagen mußte mit den Pferden auf freier Straße stehen bleiben. Wir wollten eben wieder einsteigen, um die Nacht darin zuzubringen, da öffnete sich die Thüre eines kleinen Beckerladens, und eine freundliche Frau lud uns ein, uns an ihrem Feuer zu wärmen. Sie hatte nichts, als eine kleine Küche im Erdgeschoß, an welche ein Alkoven stieß, in welchem ihre Eltern, ein ehrwürdiges Paar von 90 bis 96 Jahren schliefen. Es war sehr kalt, und wir nahmen die Einladung mit Vergnügen an. So setzten wir uns auf Stühlen um das Feuer herum,

und schliefen, so gut es gehen wollte, bis Morgens um vier Uhr, da sich die Thore der Stadt öffneten. Wir fuhren hinein; aber auch hier war keine Herberge, die uns aufnehmen wollte. Das Gefolge des Kaisers und der beiden Könige von Spanien, die verschiedenen Deputationen aus Portugal und den Departements, die vielen Offiziere, welche hierher beordert waren, um ihre weitern Befehle zu erhalten, und die Menge von Neugierigen, die sich aus der Nähe und Ferne eingefunden hatten, füllten die kleine Stadt dermaßen, daß nicht nur die Preise aller Bedürfnisse sehr gestiegen waren, sondern auch Manches kaum um Geld zu haben war. Wir liefen mehrere Stunden durch alle Straßen, pochten an alle Häuser, und frugen Jeden, der uns begegnete, ob keine Wohnungen zu vermiethen seyen. Am Ende waren wir so glücklich, zwei kleine Zimmerchen für vier Personen zu erhalten, wo wir, zwar theuer, aber reinlich, und bei sehr braven Leuten wohnten.

XII.

Aufenthalt in Bayonne.

Vom 30. April bis 2. Mai.

Als ich, nach einigen Stunden Schlafs, meine Wohnung endlich verließ, da bemerkte ich erst, wie sehr die Stadt mit Menschen angefüllt war. Bayonne ist ohne dieß klein, und in eine Menge Vauban'scher Befestigungen eingezwängt. Die engen Straßen vermochten des Abends die Menschen kaum zu fassen. Der Lärm der Verkäufer, die kriegerische Musik, das Waffengeräusch, und sonst allerhand vermischtes Getön bildeten einen Charivari, der das Ganze im Anfang einer großen Carnevalsszene ähnlich machte. An allen Ecken

standen große Haufen von Offizieren, die ihre weitere Bestimmung von dem MajorGeneral erwartend, hierher gekommen waren. Jeden Augenblick durchjagte ein Kourier die Straße. Mit dem dunklen Blau der französischen Truppen kontrastirten die Scharlachjaken der baskischen Ehrenwachen. Unter der französischen Fröhlichkeit bewegten sich schwer galonirte spanische Granden, welche mit Ferdinand VII. angekommen waren, und die Gefahr der Zeit nicht ganz auf der gerunzelten Stirne zu verbergen vermochten. Ein Gegenstand des Schauens verdrängte den andern, ein Gerücht jagte das andre. Bald lief man, weil man den Kaiser zu sehen hoffte; bald drängte man sich, weil der neue spanische König sich zeigen sollte. Truppenkorps zogen mit klingendem Spiel durch die Menschenhaufen, und die kleine Industrie zeigte sich in all der komischen Geschäftigkeit, welche ihr in Südländern eigen ist, und hier, auf dem Schauplatz, wo eben die wichtigsten Angelegenheiten verhan-

delt wurden, ganz wunderbar an den Leichtsinn einer Zeit mahnte, die sich durch nichts zum Nachdenken bringen läßt.

Wo sich überhaupt so viele ungewiß und unbekümmert um das Große, was sich gerade neben ihnen begibt, um einander herum bewegen, erscheint der große Haufen von Menschen in einer verächtlichen Lächerlichkeit. Das war wenigstens meine Stimmung bey jedem Gang durch die Straßen dieser Stadt. Wie konnte man sich auch jezt noch den gewöhnlichen Spielen, den alten Zeitvertreiben hingeben, wenn man es nicht das Allerbequemste fand, sein Schicksal im Guten und Schlimmen von Andern bestimmen zu lassen? So ist es aber überall, und interessiren sie sich einmal angelegentlicher, ist es selten mehr, als die kindische Neugierde, heute schon zu wissen, auf was sie sich Morgen zu freuen, oder was sie Morgen zu fürchten haben.

Am meisten beschäftigte sich indeß die Neugierde noch mit der Person des Kaisers. Na-

poleon befand sich jezt zum erstenmal in dieser Gegend seines Reichs, und die meisten seiner hiesigen Unterthanen hatten ihn wohl niemals sonst gesehen. Auch verbarg er sich ihnen gar nicht, und war selten ein Tag, wo er nicht durch die Stadt, oder über die Wälle ritt, da ihn Jedermann nach Genüge betrachten konnte. So habe ich ihn mehreremale weit bequemer und näher gesehen, als selbst in Paris. Aber überall, wo er sich zeigte, wurde er mit lautem Freudengeschrei empfangen, das er mit einer, für mich an ihm völlig überraschenden, Freundlichkeit erwiederte. Die Neuheit eines Hofs, die Ehre, wodurch sich die Stadt durch die Ereignisse geschmeichelt sah, das viele Geld, welches durch die große Anzahl Fremder in Umlauf kam, und vielleicht eine Menge andrer Vortheile, die man sich noch von der Gnade des Kaisers versprach, hatten um diese Zeit die Volksstimmung so sehr für ihn berauscht, daß sie ihm zuweilen lästig fallen mußte.

Indeß hatte er gewiß aus diesem Grunde seine Wohnung nicht ausserhalb der Stadt gewählt. Diese enthält wirklich weder ein würdiges, noch hinreichend geräumiges, Gebäude für einen großen Monarchen. Auch ist sie zu eng, und zu bevölkert, als daß sich Napoleon die Ruhe und Stille, deren er bey seinen vielen Arbeiten bedarf, anders, als durch eine sehr strenge Polizey hätte verschaffen können. In Eile war daher ein schönes Landgut gekauft, und eingerichtet worden, welches nur eine kleine Viertelstunde ausser dem Thore liegt, das nach Spanien führt, und glücklicherweise Alles vereinigte, was der Kaiser für seinen Aufenthalt in Bayonne bedurfte.

Das Schloß Marrac, das von Napoleon in Bayonne bewohnt wurde, ist indeß kein weitläuftiger Pallast, worin für eine große Hofhaltung Raum wäre. Man kann es nicht anders, als ein Landhaus nennen, wie es ein wohlhabender Privatmann haben

mag. Es ist wirklich klein für die Wohnung eines Fürsten, ob es sich gleich durch eine edlere Architektur über alle die vielen Gebäude der Art in der Gegend erhebt. Es liegt auf dem Rücken eines der vielen Hügel, welche von dem linken Ufer des Adour bis an die Pyrenäen hinüber das Land durchschneiden, und ist gerade hoch genug gestellt, um die ganze Umgegend zu beherrschen. Auf der Hauptseite, dem Schlosse gegenüber, liegt die Stadt, beynah in ihrem ganzen Umkreis sichtbar. Die Aussicht wird hier durch eine lange Anhöhe geschlossen, worauf die Zitadelle steht, und von der sich die Straße von Bordeaux herab ergießt. Auf der einen Seite lehnt sie sich an das Meer, auf der andern an die himmlischen Ufer des Adour, welche an Lieblichkeit Alles übertreffen, was ich im ganzen Süden von Frankreich gesehen habe. Hinten herum wölbt sich die Kette der Pyrenäen in fantastischen Formen, welche vergebens Ludwigs XIV. stolzes Wort: die

Pyrenäen sind nicht mehr, widerlegen möchten.

Rund um das Gebäude von Marrac ziehen sich Gartenanlagen, und besonders herrliche Gehölze, in die es beynah ganz versteckt ist. Hier wohnte der Kaiser mit einer, natürlich sehr kleinen, Umgebung. Die Zugänge waren zwar gehörig durch Wachen bedeckt, aber dennoch nicht überflüßig beschützt. Es gehörte vielleicht wirklich nur ein Selbstgefühl, wie das seinige dazu, um sich hier, der Küste so nahe, immer für sicher genug zu halten.

Mehrere Tage vor dem Kaiser war der spanische Infant, Don Carlos, der Bruder des neuen Königs, mit Aufträgen von diesem in Bayonne angekommen. Wenige Tage nachher traf Ferdinand VII. selbst mit einem großen Gefolge ein, um seine Anerkennung auf dem Thron zu negoziren. Allein in den lezten Tagen des Aprils, und den ersten des Mai's, da ich mich in Bayonne

befand, war es völlig stille von den spanischen Angelegenheiten geworden. Die Protestation Karls IV. war bereits bey Napoleon eingetroffen. Der alte König befand sich selbst auf der Reise nach dieser Stadt, und die näheren Umstände der Thronbesteigung Ferdinands VII. mußten das bisherige Verhältniß des französischen Kaisers zu ihm verändern. Er wurde nicht früher sichtbar, so lang ich in Bayonne war, als nach der Ankunft seines Vaters, und mehrere Tage vor derselben lief das Gerücht, daß er als Gefangener behandelt sey, was, ob es gleich ungegründet war, doch wenigstens die Ansicht des Publikums über den gegenwärtigen Stand der Dinge aussprach.

Den ersten Mai traf Karl IV. gleichfalls mit seiner Gemahlin in Bayonne ein. Ich sah ihn ankommen, und konnte mich freilich nicht enthalten, an den Unterschied zwischen seinem jetzigen Aufzug, und den ehmaligen Reisen in Spanien zu denken, wo sein Ge-

folge immer aus mehreren tausend Menschen bestanden hatte. Hier waren es vielleicht ein halbes Dutzend Wagen. Aber unbehülflichere, unbequemere und geschmacklosere Reisewagen, als diese, hab' ich nie gesehen. Sie waren mit Maulthieren bespannt, und diese mit blo= ßen Stricken, und auf die gewöhnliche Art der spanischen Coches de colleras (Landkut= schen) angeschirrt. Seinem hohen Range ge= mäß war indeß der Empfang des Königs den= noch gewesen. Auf der Gränze von Frank= reich hatte ihn der Fürst von Neufchatel im Namen seines Herrn begrüßt. Die Kano= nen wurden bey seiner Ankunft auf den Fe= stungswerken gelößt, eine starke Ehrenwache eskortirte den Wagen des Monarchen, und mehrere französische Großen machten die Hon= neurs.

Kaum war Karl IV. eine halbe Stunde angekommen, so machte ihm der Kaiser einen Besuch. Nie habe ich Napoleon näher ge= sehen, als bey dieser Gelegenheit. Er war

zu Pferde, in einer Kapitäns-Uniform von der Linieninfanterie, und hielt eine leichte Reitpeitsche in der Hand. In meinem Leben werde ich diesen Anblick nicht vergessen. Er ritt allein voraus auf einem braunen Araber, welcher wie ein Vogel über die Erde wegtanzte, und stolz über den Mann, den er trug, aus den weitaufgeblasenen Nüstern athmete. Ihm folgte der Fürst von Neufchatel mit mehrern Großen, und diesen ein ganz kleines Detachement Kavallerie. Die heitere Ruhe und große Selbstzufriedenheit, welche in der ganzen Haltung des Kaisers ausgedrückt war, ist unbeschreiblich. Die Leichtigkeit, womit er das Ungewöhnlichste vollendet, schien in einer gewissen Bequemlichkeit ausgedrückt, mit der er seine Größe darstellte. Nichts von Repräsentation; aber auch keine Nachläßigkeit. Freundlichkeit und Hoheit floßen so sonderbar in ihm zusammen, daß ich dem Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, welcher mich gleich begeisternd mit der großen Menge ergriff.

In allen Gesellschaften indeß war von nichts anderm, als von den spanischen Angelegenheiten die Rede. Die Bewohner von Bayonne sprechen sämmtlich spanisch, und sind auch durch ihren vielen Verkehr mit den Spaniern mit deren sämmtlichen Verhältnissen ziemlich vertraut geworden. Schon fing daher, während ich mich in der Stadt befand, die öffentliche Meynung sich in zwey Partheien, für Karl n IV. und für Ferdinand den VII. zu theilen. Im Ganzen war das Übergewicht für den Letztern, woran die Neuheit der handelnden Person eben so großen Antheil haben mochte, als die Verachtung, welche besonders der Karakter des Friedensfürsten auf die vorige Regierung geworfen hatte. Das bekannte Pamphlet: Historische Nachricht über das Leben Don Manuel Godoys, wodurch man die öffentliche Meynung in so kurzer Zeit durch ganz Spanien hindurch bestimmt hatte, wurde in Bayonne so begierig verschlungen, als jenseits der Pyrenäen, und

sogar daselbst nachgedruckt. *) Als Karl IV. daher selbst erschien, wurde ihm das Mitleid nicht zu Theil, welches sein Unglück denn doch verdiente, und blieb es der Regierung allein überlassen, ihn in seiner Hülflosigkeit zu trösten.

Während sich indeß Jedermann in Vermuthungen über die weitern Erfolge dieser merkwürdigen Ereignisse erschöpfte, fanden die Klügeren natürlich die Sachen auf einen, für beide Monarchen beinah gleich gefährlichen Punkt getrieben. Dergleichen Stimmen wurden bereits jetzt schon laut, und eine sprach sich z. B. sehr merkwürdig in dem angeblichen Brief eines Invaliden-Offiziers, vom 23sten April aus Toledo geschrieben, aus, der im Publikum zirkulirte. „Als die Mine vom Escorial sprang," sagt der Verfasser unter anderm, „schrieb ich Ihnen damals nicht, daß kein Spanier, welcher dem königlichen

*) S. die Beylagen.

Hause ergeben sey, sich an dem Ende seiner Besorgnisse glauben dürfte? Aber nichts hat mich weniger überrascht, als die Ereignisse von Aranjuez. In solchen Fällen influirt die Gelegenheit oder der Vorwand, welche man benützt, nur auf die Menge; aber jeder scharfsehende Beobachter hat gewiß mit mir in diesem Schritt die Reaktionsbewegung erkannt, welche auf alle ersten revolutionnären Szenen zu folgen pflegt. Ist einmal der erste Schritt auf diesem Wege gemacht, wo selbst die Reue nicht mehr zurückkehren kann, so ist Alles gefährlich, und werden es sogar die großherzigsten Leidenschaften. Ich zweifle nicht, daß solche die kraftvollen Krieger belebt, deren Energie man exaltirt hat, um dem Monarchen Schrecken einzujagen. Den wahren Ausdruck dieser Leidenschaften, und das ganze Feuer der edelsten Gesinnungen habe ich wenigstens in dem Brief erkannt, den mir mein Neffe Antonio in aller Eile nach den Vorfällen von Aranjuez daher geschrieben hat. Er

wünschte sich mit allen seinen Waffenbrüdern Glück, zu der heilsamen Krisis beygetragen zu haben. Aber wenn diese Treuherzigkeit auf der einen Seite für das Herz sehr wohlthuend ist, so führt sie auf der andern Seite auf traurige Betrachtungen über die Leichtigkeit, mit welcher die unruhigen Köpfe aller Länder die besten Gesinnungen des Volks zu den, für Thron und Vaterland traurigsten, Resultaten benutzen können. Wo hat man je in monarchischen Staaten eine Revolution gesehen, die nicht mit dem Geschrey: es lebe der König! und mit Drohungen angefangen, welche nur den Depositärs der höchsten Gewalt galten? Ich gebe gerne zu, daß im vorliegenden Falle die öffentliche Meynung für die Angriffsweise seyn mußte, indem diese einem Günstling galt, der seine Erhöhung nie gerechtfertigt, und von dem ungeheuren Einfluß, welchen er nach und nach gewonnen, den unwürdigsten Gebrauch gemacht hatte. Aber wenn sich das Zutrauen des Monarchen

zu ihm auch nur verirrt hatte, berechtigte das darum diejenigen, deren Pflicht Gehorsam ist, dazu, dem Regenten ihren Willen ins Ohr zu schreien? In dem Augenblick, da die Ausübung der monarchischen Gewalt in der Hand eines Königs verletzt wird, hat dieser auch seinen Thron verloren. Was können die Beyfallsrufe gut machen, die er in den Augenblicken erhält, da er jenen Schimpf duldet? Und was kommt auf die paar Grade Kühnheit höher an, ihm seinen Nachfolger zu ernennen? Nichts ist weniger neu, als die Beyspiele von Königen, die unter dem Geschrey: es lebe der König! ihre Krone abgetreten haben. Unter solchen Umständen ist nicht nur der, welcher vom Throne herabsteigt, sondern hauptsächlich der zu bedauren, der unter so traurigen Zeichen seinen Platz auf demselben einnimmt. Sein unbestreitbares, heiliges Erbfolgerecht, das ihm die Geburt gegeben, hat er durch die schwankende Volkswahl verloren. Mag solches in Konstan-

tinopel oder in Algier geschehen; aber die großmüthige Nation der Spanier kann unmöglich ein System von Anarchie und Jammer annehmen, wie dieses ist. Wenn die weise Natur in einer regelmäßig konstituirten Monarchie den Einen ins Grab, und den Andern zu dem Geschäfte der allgemeinen Beglückung ruft, so erweitert sich die Nationalhoffnung auch mit jedem neuen Erben, der dem Regenten geboren wird. So aber müßte sie bey jeder Fürstengeburt nur erschrecken, wenn sich die Launen einer Wahlmonarchie unter einer Nation festsetzten, welche gar kein Prinzip von Staatsrecht hat. Da würde dann daraus erfolgen, daß man den Sohn zuweilen nöthigte, seinem Vater die Krone vom Haupte zu reissen, und auf dieses würde nichts leichter seyn, als einen jüngern Prinzen zu überreden, daß er des Thrones würdiger sey, als sein Bruder. Was könnte die Annäherung zur völligen Barbarey in solchem Zustand noch aufhalten? Alle civi-

lisirten Völker, welche heut zu Tag die große europäische Familie ausmachen, haben mit solch unvollkommenem, monarchischem System angefangen, das kein anderes, als das Wahlrecht unter den Gliedern einer bestimmten Familie anerkannte. Aber damals wartete man wenigstens, bis der Tod das Zeichen zu einer neuen Wahl gegeben hatte. Heut zu Tage hingegen will man selbst hinter die Unvollkommenheit der ersten Jahrhunderte zurücktreten, und die Epoche der Thronveränderung von der öffentlichen Unzufriedenheit abhängig machen. Aber woran sollen wir diese erkennen? Werden wohl alle Provinzen des Staats zusammen dieses Souveränitätsrecht der Hauptstadt überlassen wollen? Oder welche Klasse der Unterthanen sollte es vorzugsweise genießen? Sind die Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand berechtigt, wenn ihnen ein Minister, oder ein Günstling mißfällt, warum sollten die Krieger, welche ihr Blut für das Vaterland vergießen, nicht das nemliche

Recht haben, zu schreien, und ihre Waffen zu schwingen, so bald man ihnen einen General gibt, der ihnen nicht ansteht? Wenn die Städte neue Regierungen anfangen wollen, so wird man bald auf dem Lande neue Monarchen proklamieren. An alle dergleichen spitzfündige Untersuchungen dachten wir nicht, als wir im Roussillon und in Catalonien, um unsre Soldaten zu neuen Triumphen anzufeuren, oder ihre Standhaftigkeit unter langen Beschwerden aufrecht zu halten, das Wort: es lebe der König! anstimmten, das so tief in jedes Spaniers Herzen nachtönt. Aber das würde unwirksam geblieben seyn, wenn die Soldaten erst vorher die Briefe aus Madrid hätten fragen müssen, welcher König denn eigentlich darunter gemeynt sey!“

Ich habe es mir nicht versagen können, diese lange Stelle hieher zu setzen, weil sie mir zu einer Zeit, da noch Alles völlig dunkel war, einen Blick in die Zukunft eröffnete. In Bayonne wußte das Publikum nicht, wie

es die Gegenwart zu nehmen hatte. Die Verhandlungen waren in solches Geheimniß gehüllt, daß auch kein Laut davon verrathen wurde, und die Protestation Karls IV. wurde erst den 1sten Mai in der Stadt bekannt, ob sie gleich zwei Tage nachher schon in dem französischen Amtsblatt erschienen ist. Sie war die letzte wichtige Veränderung, welche noch während meines Aufenthalts in Bayonne bekannt geworden ist, indem ich den 2ten Mai Nachmittags von da nach Madrid abreiste.

XIII.

Aufenthalt in Bayonne.

Vom 16. August bis den 4. Sept. *)

Ich mußte nach meiner unerwartet schnellen Rückkehr aus Spanien einen längern Aufenthalt in Bayonne machen, als mir lieb war. Ich benutzte denselben, um einige Erkundigungen weiter über die Stadt, über ihre Bewohner und besonders über die der ganzen Umgegend, der sogenannten terre de labour und des pays basque, einzuziehen.

*) In der Zwischenzeit, welche zwischen diesem und dem vorigen Abschnitt liegt, war der Verfasser in Madrid.

Bayonne ist klein, aber sehr stark bevölkert (14,000 Menschen) und äußerst wohlhabend. Man sieht dieses bey jedem Gang durch die Straßen und beym Eintritt in die Häuser, welche weit bequemer und reinlicher sind, als in vielen andern kleinen Städten Frankreichs. Auch scheinen die niedrigern Klassen der Bevölkerung hier besser zu leben, als sonst, wovon ich in meiner eigenen Wohnung und bey verschiedenen Besuchen, welche ich französischen Offizieren von meiner Bekanntschaft machte, Zeuge gewesen bin. In einer so südlichen Gegend ist die Reinlichkeit ein bemerkungswerther Zug, und keiner erfreut den Reisenden, der ihn findet, so sehr, wie dieser. Ich rühme das von Bayonne, und schließe an solches Lob eine, mit dieser gern verwandten, Tugend, die der Redlichkeit, an, so daß ich, ohne Calembour, jenes Wort von Piron an den Bischof von Bayonne wiederholen könnte: Monseigneur, j'ai toujours eu en grande venération les gens bons de votre dio-

cèse *). Man kann mir sagen, daß zu einer solchen Behauptung längere Erfahrungen gehören, als ich vielleicht zu machen Gelegenheit hatte. Ich könnte aber füglich antworten, daß man wohl eher das Recht hat, so schnell über Tugenden abzusprechen, als es gewöhnlich über Fehler geschieht. Glücklicherweise haben aber die Tugenden auch jene Kunstgriffe nicht nöthig, durch welche sich Fehler verbergen müssen, und gibt es Völkerphysiognomien, die beym ersten Blicke für sich einnehmen. Von dieser Art scheint mir die der Bewohner dieser Stadt zu seyn, und bey den mancherlei Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit fand, habe ich mein günstiges Vorurtheil noch nie zu ändern gebraucht. Ich wohne hier in einer Straße, auf welcher jeden Morgen der lebhafteste Kleinverkauf von Lebensmitteln ist. Aus meinen

*) Zur Erklärung dieses Calembour's ist nöthig zu wissen, daß die Schinken (les jambons) von Bayonne einen großen, und verdienten Ruhm genießen.

Fenstern sehe ich nun mit Vergnügen den Krämern zu, wie ihr Gewicht immer so völlig ist, und dennoch jedesmal eine kleine Zugabe beygelegt wird. So etwas spricht sehr vortheilhaft für ein Volk, und ich für meine Person hätte alle weitere Beweise entbehren können, um recht fest an die Redlichkeit dieser Menschen zu glauben.

Die Lebensweisen außer den Häusern haben indeß ganz das Ansehn der Südländer. In den Wohnungen selbst ist sie spanisch, wozu alter Völkerzusammenhang, Erinnerungen, täglicher Verkehr und Sprache beytragen mögen. Jeder Bewohner von Bayonne spricht neben der französischen, welche hier noch, mit der gaskognischen Mundart, in zween Zweige verfällt, die spanische und die baskische Sprache. Alle interessieren sich aufs Innigste für das Schicksal ihrer Nachbarn, und ich habe in dieser Rücksicht die öffentliche Stimmung bey meinem zweiten Aufenthalt in dieser Stadt sehr verschieden von derjenigen gefunden, die ich vier Monate frü-

her bemerkt, und im vorigen Abschnitt ausgesprochen habe.

An die südlichen Länder Europa's erinnert das viele, regsame Leben auf den Straßen, erinnern die Wasserverkäufer, welche die Stadt durchziehen, um jeden Augenblick für eine Kleinigkeit die Vorübergehenden mit einem Trunke zu laben. Ganz neapolitanisch ist es, wenn des Morgens die Ziegenhirten mit ihren Heerden die Straßen durchziehen, und Jedem, der Milch kaufen will, sie sogleich frisch und rauchend aus dem Eiter der Thiere geben. Mehrere Volksspiele tragen denselben Karakter, und das Leben auf den kleinen Fahrzeugen, von denen die Adour wimmelt, ist so, wie man es nur an den Küsten des mittelländischen Meeres zu sehen gewohnt ist. Nur eine Bemerkung kontrastiert zu sehr gegen den europäischen Süden, und dieß ist das viele Lesen der Einwohner, welches man überall in den Buden sieht. Mehrere Lesebibliotheken sind reichlich und mit guten Büchern versehen, und haben starken Zuspruch.

Die Umgebungen von Bayonne sind außerordentlich reizend. Die Alleés marines, der öffentliche Spaziergang an dem Ufer der Adour und hart an der Stadt, sind voll der schönsten Bäume, und gewähren immer angenehmen Schatten und Kühlung durch die Seewinde. Hier legen zugleich die meisten Schiffe an, auf dem entgegengesetzten Ufer sind die Werften, und so mag man sich immer auf eine heitere Weise mit dem Anblick einer ungewohnten Industrie beschäftigen. Zuweilen nimmt man sodann eine Barke, und läßt sich den Fluß hinab nach Boucau führen, einem kleinen hübschen Dorfe, das blos von Seeleuten und Schiffsbauern bewohnt ist. Die Adour ergießt sich hier in den Ocean, und das Auge wendet sich unwillkührlich von dem schönen Lande ab, um in die Ferne hinaus zu starren, in welcher eine neue Welt liegt. Kleine Fahrzeuge gehen und kommen, und oft sagt man einem, es geht, ohne zu wissen wohin, und darf seine Bestimmungsbefehle erst auf der hohen See öffnen. Solch ein

blindes Wandeln im Schicksal ergreift die Seele mit gewaltigem Ernst. Wer läuft nicht so aus dem Hafen des Lebens aus, fragt man sich; und wird erst auf seinen Höhen für eine, immer noch finstere, Zukunft bestimmt?

Zu den schönen Anstalten von Bayonne gehören die artigen Bäder, welche ein Wundarzt, der zugleich Chemiker ist, nach dem Muster der Pariser Bäder angelegt hat. Es befindet sich ein artiger englischer Garten dabey, welcher den Kranken, die hier in Pension genommen werden, zu zweckmäßiger Erheiterung und Bewegung dient. Die meisten dieser Kranken leiden an Wunden, die sie durch den Biß der vielen giftigen Thiere dieser Gegend erhalten haben, und die Anstalt genießt für ihre Heilung einen ausgebreiteten Ruf.

Es gibt oft historische Thatsachen, welche an Ort und Stelle die Gedanken wunderbarlich aufregen. Von der Art ist die Erfindung der Bayonnete, welche dieser Stadt beygemessen wird — eine Erfindung, die für die ganze neuere

Form unsrer Kriegskunst so wichtig geworden ist. Von anderem Karakter ist der geschichtliche Umstand, daß die 400,000 Mauren, welche Philipp III. im Jahr 1609 aus Spanien vertrieb, bey der französischen Regierung um Aufnahme angesucht haben. Sie durften ihr ganzes Vermögen, so weit sie es in der kurzen, ihnen anberaumten, Frist veräußern konnten, nicht in Geld, aber in Waaren mit sich nehmen, und erboten sich, die großen Haiden zwischen Bayonne und Bordeaux anzubauen, wenn man ihnen die freye Ausübung ihrer Religion zusichern wollte. Aber man verlangte in Frankreich von ihnen, was ihre Verbannung aus Spanien bewirkt hatte, daß sie Christen werden sollten; indem es dazumal nicht genug war, blos guter Bürger zu seyn. Welcher Staat von Europa würde heut zu Tag so vielen fleißigen und wohlhabenden Menschen die Aufnahme versagen, und welcher würde sie zwingen, sich ein anderes Vaterland zu suchen? Wenn indeß ihr Antrag angenommen worden wäre, welche ganz

andere Gestalt müßte diese ganze Gegend von Frankreich haben?

Unter den vielen Menschen, welche täglich durch die Thore von Bayonne aus- und eingehen, interessirten mich die Basken am meisten. Ich habe mir daher die Mühe gegeben, was ich über sie erfahren konnte, zu sammeln. Das Resultat davon besteht ungefähr in folgendem:

Was man in Frankreich le pays basque nennt, hat etwa 60,000 Einwohner, und ist vortreflich angebaut. Mais, (Milloc genannt) Hanf und Kartoffeln sind die Haupterzeugnisse des Bodens, ersterer und Milch, die vorzüglichste Nahrung der Basken. Ihre Ziegenmilch hat einen besondern Ruf in diesen Gegenden, und man behauptet, daß die damit genährten Kinder besonders fröhlich und Fantasiereich sind. Die Luft ist sehr gesund; bis auf die Südwinde, welche die Atmossphäre zu schnell erhitzen, und von der Wirkung des Scirocco's sind; mit dem Unterschied jedoch, daß sie, was bei letzterem Winde der entgegengesetzte Fall ist, dem

Alter besonders gefährlich werden. Der Winter dauert kurze Zeit, ist aber während derselben oft sehr strenge.

Die Basken sind vielleicht der schönste Menschenschlag auf unserm Kontinente. Groß, schlank und stark gebaut, von regelmäßiger Gesichtsbildung, mit feurigem Auge und einem frischen braunen Teint, verbinden sie die Vorzüge der Südländer mit denen der Nordländer, und dieses vielleicht sowohl in äußerer Gestaltung, als in ihrem Nationalkarakter. Sie sind sehr lebhaft, fröhlich, heftig in ihren Leidenschaften, Freiheitsliebend, und eben so gut zu behandeln mit Freundlichkeit und Offenheit, als halsstarrig gegen Stolz und wegwerfendes Benehmen. Standhaft, wie sie sind, in Liebe, Freundschaft und Haß, gibt es kein Mittel, ihre Stimmung zu verändern, und obgleich Jahrhunderte von ihren Brüdern, den spanischen Basken, getrennt, sind ihre Gesinnungen für sie noch immer dieselben. Dieses ist am ersichtlichsten bei ihrem Lieblingsspiel (pelote), einer

Art von Ballspiel, wo der Ball mit Händen und Beinen geschlagen wird. Oft werden solche Parthien unter allen Basken, welche dieß- und jenseits der Bidassoa wohnen, angesagt. Die spanischen finden sich dann gewöhnlich in großer Anzahl bei ihren französischen Brüdern ein, und es werden bei solchen Gelegenheiten Wetten von 1000 und mehr Livres gemacht. Aber alles läuft friedlich und ruhig ab.

Wie die spanischen Basken alle von Adel sind, so sind die französischen, die sich Ähnliches wohl auch sagen mögen, sämmtlich gleich unter einander. Beide sind kriegerisch und brav; aber schwer bringt man sie zu dem Pedantischen, was der heutige Kriegsdienst nöthig macht, und noch schwerer ist es, sie anders, als für ihren Heerd, streiten zu machen. Ihr Gang ist leicht und schön, sie sind äußerst behend und gewandt in Leibesübungen, und Jagd und Spiele ihre Lieblingsneigungen. Abgehärtet gegen klimatische Wechsel, die in Gebirgsgegenden so häufig sind, gehen sie beinahe immer barfuß. Ihre

Weiber sind schön und blühend, von guten Sitten, stolz und fleißig im Spinnen, in Spitzenarbeiten, in Transport- und Feldgeschäften. Unermüdet in ihren Arbeiten, sind die Basken auch eben so rastlos in ihren Vergnügungen; und wie jene nichts an ihrem physischen Zustand verändern, so wirken diese auch auf ihren moralischen nicht nachtheilig. Selten sieht man Körpergebrechen unter ihnen, eben so selten die Laster, welche entweder aus tiefem Elend, oder aus Überverfeinerung hervorgehen.

An Sonn- und Feiertagen ist großes Leben durch das ganze baskische Land. In allen Wirthshäusern, unter Bäumen, auf freien Plätzen wird getanzt, und unerachtet diese kräftigen Menschen nicht leicht müde werden, so verlassen doch die Weiber und Mädchen mit Sonnen-Untergang immer die Vergnügungsorte. Man tanzt nach der Pfeife und dem Tamburin; ihr liebster Tanz aber ist die Farandole, welche man auch im Languedoc und in der Provence, aber nirgends mit so viel Lebhaftigkeit

und doch zugleich mit so viel Würde getanzt findet.

Der Anzug der Männer ist wirklich ausgezeichnet und schön. Ein Wamms von rothem oder braunem Tuch, das knapp anliegt, eine weiße Weste, über welche das Halstuch locker herliegt, rothe, oder braune anliegende Hosen mit Bändern, schöne weiße Strümpfe und das baskische, immer schiefsitzende Barret machen den Nationalanzug aus. Die Farben der Kleidung sind bei den Weibern die nemlichen; ein weißes Tuch, das um den Kopf gewunden wird, und dessen eine Ende auf die schwarzen, langen Zöpfe hinunterfällt, bildet ungefähr das Auszeichnende in ihrem Anzug.

Alle ihre Feste tragen das starke Gepräge ihres Karakters. So wie bei Hochzeiten und ähnlichen feierlichen Handlungen außerordentlich viel geschossen und gelärmt wird, so wird bei unangenehmen, wenigstens traurigen Veranlassungen, der Ausdruck der Stimmung übertrieben. Dieß ist besonders bei Leichenbegäng-

nissen und den ihnen nachfolgenden Seelmessen der Fall. Ist einer gestorben, so wird sein Leichnam im Erdgeschoß des Hauses ausgestellt. Das Leichentuch ist weiß mit einem Kreutze. Neben dem Todten sitzt dessen nächster Anverwandter, den Kopf auf seine Hände gestützt. Die Nachbarschaft findet sich an der Thüre ein, und der Leidtragende gebehrdet sich immer heftiger, je größer die Gesellschaft ist, die seinen Schmerz bemerken soll.

Bei den Seelmessen wird ein Sarg mitten in den Chor der Kirche hingestellt. Der, welcher sie veranstaltet hat, kniet neben dem Sarge, und wird als der Todte angesehen. Der Priester macht die Runde um ihn, indem er das ex profundis singt, und ihn mit Weihwasser besprengt. Diese Zeremonie hat einen wahrhaft dantesken Karakter.

Ich habe schon gesagt, daß die Basken leidenschaftliche Jäger sind. Hier sind es besonders die vielen wilden Tauben, die sich gegen Anfang Winters aus dem Norden herab einfinden und

diese Leidenschaft beschäftigen. Die hohe Pyrenäenkette hält ihren Flug auf, daher sie sich meist längs derselben hinziehn, um an ihren beiden Enden, gegen Osten und Westen, den Durchgang südlich zu finden. Die sämmtlichen Anwohner des französischen Pyrenäenfußes geben sich mit der Jagd dieser Thiere ab, und unter ihnen am meisten die Bewohner von Bearn und die Basken. Erstere legen ihnen eine Menge Schlingen und Netze; aber die Kunst besteht darin, diese Zugvögel in die Falle zu bringen. Zu diesem Ende lassen die Jäger von Bearn, wenn sich ein Flug Tauben in der Höhe zeigt, in verschiedenen Entfernungen Raketen steigen, die in der Luft beinahe wie Habichte aussehn. Vor Schrecken über diese Erscheinung streifen die Tauben gegen die Erde nieder, erheben sich aber gewöhnlich gleich wieder, ohne festen Fuß zu fassen. Neue Raketen steigen jezt in die Luft; die furchtsamen Vögel suchen eine Zuflucht, und fallen in die Netze.

Diese Jagd ist bei den Basken verschieden,

und zerfällt in die große und in die kleine Jagd. Erstere findet im Herbste auf den Gebirgen Statt, und dauert vierzehn Tage lang. Viele Jäger vereinigen sich miteinander zum Zug auf die Gebirge. Man nimmt Vorräthe mit, und baut sich Hütten. Um diese her sind die Netze gestellt, und jede Hütte ist von einer blinden Taube umflattert. So wie ein Flug wilder Tauben sich nähert, wird die Locktaube an ihrer Schnur angezogen, daß sie zu kreischen anfängt. Nun läßt sich der Flug etwas nieder. Da fängt man auf einmal fürchterlich an zu klappern; die Thiere erschrecken, setzen sich auf die Erde nieder, und sind im Augenblick mit den Netzen bedeckt. Die kleine Jagd ist hiervon nur dadurch verschieden, daß sie in den Thälern vorgenommen wird, und der Jäger schießt, wenn er durch seine Locktaube einen Flug herbeigezogen hat. Auch die Frauen und Mädchen der Basken theilen diese Liebhaberei mit ihren Männern, und stellen besonders durch Schlingen, die sie an die Gehege legen, den Lerchen und den Zaunkönigen

nach, welche leztere, beiläufig gesagt, die schönsten Vögel dieser Gegend sind, und durch ihre ungewöhnliche Kleinheit und ihre völlig silbergraue Farbe einen eigenen Vorzug haben.

Unerachtet, wie man sieht, beide Geschlechter diese Beschäftigungen theilen, und auch die Jugend nicht davon ausgeschlossen ist, so wird die Erziehung der leztern darum nicht im Geringsten versäumt. Der ärmste Baske schickt z. B. seine Kinder in die Schule, und die meisten schreiben sehr schön, worauf sie einen ganz besondern Werth setzen. Dieses ist den Kleinen so tief eingeprägt, daß sie, wenn sie, aus der Schule kommend, einem Fremden begegnen, ihn gewöhnlich umringen, ihm ihre Handschriften zeigen, und verlangen, daß er entscheiden solle, welche die schönste sey. Thut er das, so fangen die andern, gegen die er entschieden hat, an, ihn auszuschelten, und fahren damit fort, bis sie ihn aus den Augen verloren haben.

Schließlich muß ich noch einer sonderbaren Sitte erwähnen, die unter den vielen Zigeunern,

welche in diesen Gegenden herumstreifen, herrschend seyn soll. Ihre Ehen werden nämlich auf eine ganz eigene Art geschlossen. Diese besteht darin, daß der Bräutigam einen irdenen Topf nimmt, und ihn, in Gegenwart von Zeugen, zu den Füßen seiner Braut zerschmettert. Die Zahl der Scherben, welche genau nachgesehen wird, bestimmt die Jahre des Ehekontrakts, nach deren Verfluß dieser völlig aufgehoben ist. Gefällt sich das Paar indeß immer noch, so wird die Zeremonie wiederholt. Man hat mich versichert, daß diese Menschenklasse sehr streng über die Beobachtung dieser Verpflichtung hält, und daß weder Konkubinate, noch frühere Trennungen unter ihr Statt finden. Ob dieses Alles wahr ist, weiß ich nicht; aber daß diese Zigeuner, so wie die spanischen, von denen des östlichen Europa's in nichts wesentlich verschieden sind — das glaube ich behaupten zu können.

XIV.

Reise von Bayonne nach Bagneres.

Vom 9. bis 13. September.

Es war mir lieb, einmal aus dem Waffengeräusch von Bayonne wegzukommen, wo einem die häufigen, sich immer widersprechenden Gerüchte von den Angelegenheiten des Südens und des Nordens keinen Augenblick Ruhe ließen. Nach einer halben Stunde Wegs, den wir zurückgelegt, war aller Schein von kriegerischen Anstalten und Bewegungen verschwunden. Das reizendste Land begleitete uns in unaufhörlichem Wechsel, und ich konnte meinem Kutscher nicht

einmal böse werden, als er mich, statt am dritten Tage, wie er mir versprochen, erst am vierten nach Bagneres brachte.

Man muß von einer Reise durch beide Kastilien zurückkommen, um den ganzen Werth eines Landes schätzen zu können, das vortrefflich angebaut, von harmlosen, frölichen Menschen bewohnt ist, und dem Fremden alle möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse anbietet, die er sich nur immer wünschen mag. Aber man muß auch andere Gegenden von Frankreich gesehen haben, um zu wissen, daß sie sich mit diesen mittäglichen Provinzen in keine Vergleichung stellen lassen. Es scheint mir sogar, als ob auch in der Lebensart der Bewohner der leztern größere Reinlichkeit herrsche, als in den nördlichen Departements, und ich kenne keinen Vorzug den ein Reisender lieber bemerkt, als diesen. Es gibt ihm zum voraus ein köstliches Zutrauen zu jedem Haus, in das er eintritt, und er findet sich hier nie, oder höchst selten, betrogen. Mit Freundlichkeit wird er empfangen, mit der

größten Aufmerksamkeit bedient, und beim Bezahlen mit Billigkeit behandelt. Hat er unterwegens kleine Dienste nöthig, so leistet sie ihm jeder, der ihm begegnet, mit Vergnügen, und würde oft beleidigt seyn, wenn er ihm eine Belohnung anböte. Mehreremale forderte ich von den Landleuten im Felde Trauben, Pfirsiche u. dgl. Sie suchten mir augenblicklich mit Sorglichkeit die schönsten Früchte aus, und auch kein Einziger ließ sich zur Annahme einer Bezahlung bewegen.

Die Lage von Bayonne ist eine der malerischsten, die ich noch gesehen habe, und nicht leicht, mögen auf einen langen Genuß der Ufer des Adour andere Aussichten genügen. Und dennoch wird das Auge auf dieser Reise keinen Augenblick ermüdet. Nachdem sich der Weg von der Straße nach Bordeaux geschieden, erfreut es sich erst lange der schönen Landhäuser, an welchen man wegfährt. Sie haben in der Gegend von Bayonne alle einen eigenen schönen Styl, der ganz auf Südländer berechnet ist,

und den ich dennoch selten in denselben gefunden habe. Das Wohnhaus steht nicht an der Straße, wie sonst gewöhnlich; weil man das Vergnügen, die Vorüberkommenden zu betrachten, nicht mit dem vielen Staube bezahlen will, den man dafür einathmen muß. Es ist etwas in die Tiefe des Gartens gestellt, hat aber zwischen sich und der Straße einen ansehnlichen Rasenplaz, der von regelmäßig gepflanzten Bäumen völlig überschattet ist. Häufig ziehen sich Alleen um die ganze Anlage herum, und ist diese überhaupt durch die Menge vortreflicher Fruchtbäume zu einer Art von Wald gemacht, in dessen Schatten sich wollüstig Pfirsiche, Trauben, Aprikosen, Birnen und Aepfel von den mannichfaltigsten und schmackhaftesten Gattungen wiegen. Unter ihnen streben Blumen empor, liegen Melonen unter breiten Blättern verborgen, lachen Goldäpfel frech heraus, und erkennt man manches Gewächs, das nur in den mildesten Südgegenden gedeiht. Alles das findet der Blick, wo er nur einige Minuten verweilt;

strebt er mit dem Geiste vorwärts, so durchläuft er eine Menge Thäler, welche durch sanfte Hügel von einander geschieden sind. Alle locken ihn durch fröhliche Landhäuser und durch üppigen Baumwuchs. Das herrliche Grün fesselt ihn; die glänzenden Ströme in der Tiefe verführen ihn wieder zur Flucht; auch bei ihnen mag er nur kurzweilen; denn auf der fernen Pyrenäenkette, die in dunstblauen Linien den Himmel begränzt, will der Geist stille stehen, und über der beiden Nationen Schicksal nachdenken, die durch sie von einander geschieden sind.

Mehrere Stunden von der Stadt weg hören die Landhäuser erst auf, und gewinnt die Gegend einen Karakter von Einsamkeit, die mich häufig an schöne Gegenden im Innern von Afrika, wie sie Le Vaillant beschreibt, erinnerte. In der Nähe und Ferne war das ganze Land mit Bäumen bedeckt; aber es hatte dadurch nicht den finstern Karakter unsrer Waldgegenden genommen; indem es lauter Fruchtbäume waren, auf deren helleren Grün jede

Nuance von Farben, von Höhe und Tiefe, und von Wirkungen der Lichtstralen sichtbar war. Dem ungeachtet erblickte ich beinah gar keine Menschenwohnungen; entweder, weil sie unter den Gebüschen und in den Thälern versteckt waren, oder, weil diese Gegenden, wie mir schien, ich mir aber nicht zu erklären weiß, wenig bevölkert sind. Auf das geräuschvolle Leben in Bayonne gefiel mir diese Einsamkeit unendlich wohl, und verfolgte meine Fantasie lange den Gedanken, hier ein Landhaus zu besitzen, und in der Stille Kohl zu bauen.

Die Bewegung des Wagens pflegt mich überhaupt immer in solche wachenden Träume einzuwiegen, die indeß den Unbestand mit allen ihren Brüdern gemein haben. Meine Gesellschaft störte mich nicht, was einem in Frankreich nur zu leicht geschieht, und ich hätte die schwersten Probleme berechnen können, ohne daß ich gestört worden wäre. Der Zufall hatte diesmal übrigens etwas muthwillig mit mir gespielt. Ich saß mit zwo schwangern Frauen im Wagen,

und hätte bei der einen leicht in den Fall kommen können, mit aller Gewalt den Priester der Juno Lucina spielen zu müssen. Glücklicher Weise geschah das nicht, gab aber meine Gesellschaft mir und Andern zu manchen Späßen Anlaß. Ueberall, wo ich in einem Wirthshaus anlangte, nahm es Jedermann gleich für bekannt an, daß ich der Gatte der einen, oder andern dieser Frauen seyn müßte, welche beyde jung und hübsch genug waren, um den Wahn gerne mit Frölichkeit zu verlängern. Ich suchte daher, den sehr besorglichen Gemahl zu spielen, und setzte die Leute dadurch in Verlegenheit, daß sie nicht wußten, welcher von den Frauen ich eigentlich angehöre. War der Wirth zugegen, so machte ich ihn glauben, daß es die Spanierin; war es die Wirthin, so ließ ich sie errathen, daß es die Baskin sey, und da die Erstere glücklicher Weise kein französisch, und die Leztere die gaskonische Mundart nicht kannte, und überhaupt keines in der Gesellschaft das andere recht verstand, so war das eine so lustige

Verwirrung, daß ich mir oft die größte Gewalt anthun mußte, um die vielen Quiproquos nicht durch ein lautes Gelächter zu stören. Forderten die beiden Frauen sodann beim Schlafengehen ein Zimmer für sich allein, so stieg die Verwunderung aufs Höchste. Beinahe sah man mich oft als einen gar zu geduldigen Ehemann über die Schulter an, und eine Wirthin gab mir sogar klar zu verstehen, daß ich doch sonst nicht ganz das Ansehn eines bon homme hätte. Ich antwortete ihr, daß ich meine Frau gewöhnt hätte, wie der alte Shandy die seinige. Sie verstand mich nicht, und mochte wohl denken, daß ich alle mögliche Anlage zur Rolle eines friedfertigen Hausvaters habe.

So fröhlich, wie auf dieser Reise, bin ich noch nicht leicht auf einer andern gewesen. Im Wagen las ich, plauderte ich spanisch und baskisch, verstand wenig, und wurde selten verstanden. In den Wirthshäusern erwarteten mich überall neue komische Auftritte, und ich freute mich jedesmal auf sie, wie auf die gute

Tafel, deren ich gewiß seyn konnte. Aber meine Gesellschaft sollte noch durch zween andere Wagen vermehrt werden, die bei unserem Uebergang über die Grave, welcher bei Port de Lanne Statt fand, zu uns stießen, und den Weg bis Paü mit uns fortsetzten. Wir wurden sämmtlich in eine Barke geladen, und bei dieser Gelegenheit sah ich dann die neuen Reisegenossen. Es waren mehrere spanische Flüchtlinge, die oft im Andenken an ihr Vaterland ihr Brod mit Thränen aßen. Außer ihnen ein junger, liebenswürdiger Franzose, der von der Armee kam, und dessen gute Laune vortrefflich mit der meinigen zusammenstimmte. Wir suchten uns gegenseitig kleine Possen zu spielen, halfen einander in den Neckereien gegen Andere, und besonders in dem Bestreben, einen Mann zu mystifizieren, der unsres ausgelassensten Muthwillens würdig war. Er mochte wohl Arzt in einer von den kleinen Städten der Umgegend seyn, und spielte den wichtigen Mann, wie ihn sein Stand überhaupt gern spielt, und man

sich's, da man ihn braucht, auch gerne gefallen läßt. Wir waren aber zu lebensfroh, um uns viel um seine Gunst zu bekümmern, und herzlich zufrieden, bald seine lächerliche Seite wegzubekommen. Dieser Mann hatte das Erforderniß Fontenelle's an den Arzt, zu sprechen, wenn es auch sans rime et raison seyn sollte, im höchsten Grade. Er vermeinte Alles zu wissen, und war nur darin bescheiden, daß er sich schwer getröstete, nicht von Jedem in der Gesellschaft Namen, Stand und sämmtliche Verhältnisse zu erfahren. So bald wir das gemerkt hatten, waren wir verschlossen gegen ihn, wie gegen einen Polizeispionen; ließen uns aber hie und da Worte entschlüpfen, die seine Neugierde noch mehr anreizte; sprachen viel leise mit einander, zogen oft unsre Brieftaschen hervor, als ob wir uns Wunderdinge mitzutheilen hätten, und quälten den armen Neugierigen durch immer neue Lockungen seiner Schwachheit. Erst hatt' ich ihn lange über mein Verhältniß zu den schwangern Frauen in Ungewißheit ge-

lassen; indem ich bald die eine, bald die andere mon amie, ma bonne u. dgl. nannte. Er sprach viel von seiner Frau, und ich von der meinigen; und frug er mich zuweilen, welche von den Damen denn meine Gattin sey, so kam ihm der junge Franzose sogleich mit einer Queerfrage an ihn, oder an mich in den Weg, die mir die Antwort ersparte. Endlich merkte er aber denn doch, wie ich eigentlich daran war, und machte es am Essen mit großen Triumphieren bekannt, daß keine der beiden Damen meine Gattin sey. Die Andern, welche das längst wußten, lachten zusammen, und der gute Mann glaubte dadurch seinen Triumph, mich aus meiner Rolle gebracht zu haben, vollkommen. Damit war aber seine Neugierde freilich noch nicht befriediget. Bisher hatte er mich immer für einen Spanier gehalten, und jetzt fing er an, daran zu zweifeln. Er wollte nun doch wissen, wer der Fremde war, der, mit der ganzen Gesellschaft so vertraut, ihm auf alle seine Fragen nur mit Ja oder Nein, oder so unbestimmt ant-

wortete, daß er so klug blieb, als er zuvor gewesen. Nach mancherlei Umwegen, zu denen sich die Neugierigen, die oft für ihren Vorwiz bestraft worden, am Ende aus Politik entschliessen, wandte er sich einmal geradezu an mich. Monsieur est Espagnol? — Non, Monsieur, war meine Antwort. Français? — Non, Monsieur. — Italien? — Non, Monsieur. — Danois? — Non, Monsieur. — Er hielt inne, und dachte wohl, wie jener Neugierige im Lustspiel: parbleu, cet homme la n'est rien; da fiel ihm ein, daß es noch eine Nation in Europa gebe, von der man ehemals gesprochen hat. Allemand? frug er also. — A peu près, erwiederte ich ihm trocken, und fing an, über den Wirth zu klagen, daß er uns so lang auf das Essen warten ließe. Mein Mann schien ein Bischen gereizt, und vernachläßigte mich bei Tisch, unerachtet ich neben ihm saß, und die meisten Speisen vorgelegt hatte. Das Dessert wurde aufgetragen, und es kamen sehr schöne Pfirsiche auf den Tisch.

Er betastete lange einen um den andern, theilte sie an Mehrere in der Gesellschaft aus, die ihre Teller leer hatten, und war eben im Begriff, mir auch einen anzubieten, als er ihn gar zu schön fand, um es über sich zu vermögen, ihn jemand anders, als sich selbst zu geben. Die Unhöflichkeit gegen mich war sehr groß, und meine Züchtigung augenblicklich. Ich rief die Kellerin herbei, und gab ihr einen Verweis, daß sie so wenige gute Pfirsiche hergebe. „Dieser Herr" setzte ich hinzu, „hat alle aufs genaueste betastet, und nachdem er mehrere ausgetheilt, nur Einen eßbaren für sich gefunden." Das wirkte. Mein Mann wurde verlegen, bot mir seinen Rath an, als ein neuer Teller voll gebracht wurde, und war höchlichst verwundert, daß ich keinen Pfirsich essen wollte. Wirklich mochte ich auch keinen essen, und als mich die Kellerin frug, ob sie mir denn nicht gefielen, antwortete ich: „ganz wohl; allein ich verlangte sie nur, um eine nöthige Lektion der Höflichkeit für die zu geben, die sie brauchten."

Von da an war der Neugierige beugsam, wie ein Bambusröhrchen, und furchtsam, wie ein Espenblatt. Seine Neugierde suchte sich andere Gegenstände, und er wurde bei Tisch der dienstfertigste Vorleger. Er trennte sich von uns, als er eben anfing, wieder in seine alte Rolle zurückzufallen, und war glücklich genug, ohne eine neue Lektion wegzukommen, die bereits gerüstet war. Wir verließen ihn sehr ungern, und machten ihm auch bei seinem Abschied die Freude, zu bemerken, daß wir seine Gesellschaft wirklich ungern verlören.

Wir waren den ersten Abend in Puyoo über Nacht; ich weiß aber weiter nichts von diesem Ort zu sagen, als daß mir sein Namen so sonderbar vorkömmt, als meinen Lesern. Am zweiten Tag fuhren wir bis Pau auf einem Wege, der in Rücksicht auf den Anbau des Landes noch größere Abwechselung hatte, als der vorige. Dafür verschwanden aber die Pyrenäen allmählig am Horizont, ob wir schon immer in gleicher Entfernung von ihnen blieben. Es scheint,

als ob die Natur da, wo sie dieses Gebirg in die beiden Meere gegründet, größere Lasten aufgehäuft hätte; wenigstens schienen mir die Berge seines westlichen Endes ungleich höher und wilder, als ihre Fortsetzungen nach Osten. Die Formen waren hier sanfter, und senkten sich, als ob sie den friedlichen Karakter dieser Gegenden nicht stören wollten, nach und nach in schönen Linien hinter die Bäume hinab.

Auf diesem ganzen Wege, bis Lourdes, sieht man beinah keinen Getreidebau; allein der größte Theil der Felder ist mit türkischem Korn bepflanzt. Durch sie ziehen sich die Rebenranken an langen Baumlinien hinunter. Die Höhen sind sämmtlich mit Fruchtbäumen bedeckt, welche eben in reichster Fülle prangten. Ueberall erkennt man den sorgfältigsten Anbau reichlich von der gütigen Natur belohnt, und sieht man von Zeit zu Zeit ansehnliche Provinzial-Städtchen, aber wenige Dörfer. Auch wird sehr viel Hanf und Flachs gebaut, und waren die Bewohner überall mit dergleichen Arbeiten beschäftiget. Die

Leinwandweberei macht den ansehnlichsten Industriezweig dieser Gegenden aus, und das meiste Tischzeug z. B. das in Frankreich verbraucht wird, kommt aus dem Bearn. Troz alle diesem bemerkte ich in den Wohnungen geringe Wohlhabenheit, und sind die Häuser der Landleute häufig so schlecht und ungesund, daß sie den auffallendsten Kontrast mit der Fröhlichkeit, Gesundheit und dem Fleiße ihrer Bewohner bilden.

Pau, wo wir die zwote Nacht zubrachten, ist die Hauptstadt des West-Pyrenäen-Departements. Dieser Ort hat mir ganz besonders wohl gefallen, und dieß großentheils aus einem individuellen Grund von meiner Seite. Wir stiegen in der Post ab, die auf dem Komödienplatze steht, und als ich zum Fenster hinaus sah, glaubte ich mich auf einmal nach dem Campo Vaccino in Rom versezt. Ich muß indeß ja nicht vergessen zu bemerken, daß es Nacht und Mondschein war. Aber ich hatte das Campo Vaccino auch oft und am liebsten so gesehen,

und die Täuschung war hier wirklich auffallend. Ich konnte kaum den Morgen erwarten, und stand um vier Uhr auf, um diesen Plaz am hellen Tage zu betrachten. Mit der Nacht war freilich der größte Theil des Betrugs verschwunden, aber dennoch Aehnlichkeit genug übrig geblieben, daß ich meine Vergleichung nicht ganz aufgeben durfte. Auf dem Kapitol mußte ich in Rom meinen Standpunkt nehmen; in Pau in den Fenstern des Postmeisters. Lache man ja nicht; denn die Vergleichung paßt immer noch so gut, als manche andere von verschiedenen Schriftstellern, die wir lesen mußten. Wo der Sonnentempel und ähnliche heilige Trümmer stehn, muß man sich ein Monument der Vorzeit hindenken, um welches der Franzose mit größerer Verehrung wandelt, als der heutige Römer um alle seine Ruinen. Es ist das Schloß, in welchem Heinrich IV, le bon Henry, geboren wurde. Im Hintergrund, wo in Rom eine moderne Kirche steht, sieht man hier ein einfaches Haus. Neben diesem zieht sich eine

Straße, nicht nach dem Kolosseum, sondern nach einem nahen, majestätischen Berge, dessen Zinnen über alles hervorragen, und dessen Fuß, nicht durch Titus Triumphbogen, sondern durch einen einfachen, hölzernen hindurch sichtbar wird, den man dem Kaiser Napoleon bei seiner neulichen Durchreise errichtet hatte. Auf den Hügeln, wo die Kaiser-Palläste prangten, ist hier eine schöne Lindenallee, zu der man auch, neben mehrern elenden Häuschen, aufsteigt. Mit unter stehen einige Bäume; der Raum des Platzes ist ungefähr derselbe, und die Liebhaberei eines Mächtigen würde das Ganze leicht zu dem ähnlichsten Nachbilde des Campo Vaccino umschaffen.

Ueber dem zuvor genannten Schlosse liest man die Worte: Château de Henry IV. Es ist nun größtentheils als Kaserne eingerichtet, und viele Erinnerungen an den König und seine große Mutter sind verwischt. Man zeigt zwar noch das Zimmer, in welchem ihn Johanne von Albret geboren hat, die, wie d'Au-

bigne sagt: „nichts von einer Frau, als das „Geschlecht hatte; deren ganze Seele nach „männlichen Dingen gerichtet, deren Geist auf „große Unternehmungen gewendet, deren Herz „dem größten Unglück unüberwindlich war.“ Als sie nach Pau kam *), zeigte ihr ihr Vater, Heinrich II. ein Kästchen, in welchem sein Testament war, und sagte ihr, da sie es öffnen wollte: „es ist dein, sobald ich das Kind gesehen „habe, das du unter dem Herzen trägst, und „ich verspreche dir noch mehr, als das, wenn du „nicht die Heulerin machst, und während der „Geburt ein Bearnisches Lied anstimmst.“ Sie hielt Wort, da sie in den Geburtsschmerzen

*) Sie hatte schon zwei Kinder verloren, da verlangte ihr Vater, Heinrich II. von Navarra, sie sollte ihr nächstes Wochenbett in Bearn halten. Sie war schon im neunten Monat, als sie von Compiegne abreiste, und in funfzehn Tagen in Pau ankam.

lag, und den König kommen hörte, fing sie zu singen an:

Noste Dokene deou cap pon,

Adjouda me in aquesta hora!

„Heilige Jungfrau vom Bout du pont, hilf mir in dieser Stunde!“ So kam Heinrich IV. zur Welt; da nahm ihn der König von Navarra der Wehemutter aus den Händen, steckte das Kind unter seinen Mantel, sprach zu der Mutter: „da hast du das Kästchen; aber dieser da gehört mein,“ und trug ihn auf sein Zimmer. Dann legte er ihn in eine große Schildkrötenschaale, statt der Wiege; gab ihm einen Löffel voll Weins ein, und rieb ihm, nach der Sitte des Landes, die Lippen mit Knoblauch.

Gegen die Mitte von St. Pé zu fanden wir den Weg auf eine unerwartete und sehr sonderbare Weise belebt. Wir begegneten vielen Haufen von Mädchen und jungen Leuten, welche in ihrem besten Sonntagsputz einherzogen. Jeden einzelnen Zug eröffnete immer ein junges

Paar, das an einem Stocke zwischen sich Körbe trug, welche mit Mundvorräthen angefüllt waren. Häufig ging ein junger Bursche mit einer Schalmei, oder einer elenden Pfeife neben her. In die sehr einfache Musik stimmte der ganze Zug mit frommen Gesängen, die häufig durch Neckereien und Scherze unterbrochen wurden, zum Lob der heiligen Jungfrau ein. So dauerte es fort, bis wir in St. Pé selbst hineinfuhren, wo wir alle Straßen von Jahrmarkt-Buden besetzt, und alle Wirthshäuser mit Gästen gefüllt fanden. Es war der Vorabend des Geburtsfestes der heiligen Jungfrau, das hier mit so größerer Andacht gefeiert wird, da sich ganz in der Nähe ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes befindet, das schon eine Wallfahrt werth ist, besonders wenn es dabei so lustig hergeht, wie hier. Noch hatten wir den heiligen Ort selbst nicht gesehen; allein wir konnten jetzt schon die Bemerkung machen, daß es auf dieser Wallfahrt wie auf allen andern getrieben wird, und daß die verbotenen Freuden, zu

welchen sie Gelegenheit gab, für die Meisten mehr Anziehendes hatten, als der Segen des Himmels. Die Menschen sind sich zu allen Zeiten und unter allen Religionen gleich. Oft hat die heilige Jungfrau die Mysterien der ägyptischen Göttin begünstigen müssen, und überall hat man die Götter durch wilden Lärm zu feiern gesucht. Hier bestand ein Haupttheil der Andacht in dem Blasen mit kleinen — ich kann sie kaum Pfeifen nennen; denn ihr Ton hatte etwas unerträglich Einförmiges und Sumsendes — die man an allen Ecken feilbot, und welche mit den religiösen Gesängen ein Charivari bildeten, das der Korybanten würdig gewesen wäre. Dergleichen Musik hat man nun bald herzlich satt, und ich beeilte mich, den heiligen Ort selbst zu besuchen. Eine romantischere Lage, als diese, dürfte schwer zu finden seyn. Der Ort söhnte mich bald mit all diesen Thorheiten wieder aus, und wenn man irgendwo still beten möchte, so wäre es hier. Es war im Grunde ein enger Felsenpaß, aus welchem

die Grave unter einem kühnen Brückenbogen, der ihre beiden Ufer verband, mit wildem Lärm hervorrauschte, und sogleich in einer Art von Bassin verstummte; dessen dunkles Blau eine ungewöhnliche Tiefe verrieth, und Geheimnisse des nahen Heiligthums ahnen ließ. Auf der einen Seite neben demselben erhob sich ein steiler Berg, an welchem zikzak geschlängelte Wege, an deren jeder Krümmung eine kleine Kapelle stand, durch dicke Gebüsche aufstieg. Nur die Spitzen der Kapellen, seltener ihre grauen Mauern selbst, schienen aus dem herrlichen Grün hervor. Dieses war aber dafür desto mannichfaltiger und bunter von den vielen Wallern belebt, welche meist mit scharlachrothen, tuchenen Schleiern bekleidet, dem Ganzen einen äußerst fröhlichen Anblick gaben. Unten am Berg war Jahrmarkt, wurden Rosenkränze verkauft, Glücksspiele gespielt, wurde gegessen, getrunken, gebetet, gelacht, gesungen, geliebäugelt, kurz, war das ganze Menschenleben in wenigen starken Zügen rein abgebildet. Gegen-

über von dieser Szene lag ein anderer hoher Berg ganz nahe, an welchem ein steiler Pfad auf und nach der Brücke führte. Alle diese Wege waren mit Menschen bedeckt, und die schöne Einsamkeit der Gegend war auf das mannichfaltigste belebt. Wir begegneten den ganzen Tag fort unaufhörlich solchen Wallern, welche drei Tage an dem heiligen Ort verweilen, und dann, wahrscheinlich besser mit einander bekannt, als zuvor, wieder nach Hause ziehen.

Wir folgten von hier der Grave durch lauter enge, aber sehr reizende Bergthäler bis nach Lourdes, wo wir in der Dämmerung ankamen. Meine beiden hoffnungsvollen Begleiterinnen verließen mich hier, und ich fuhr den andern Morgen nach Bagnères, wo ich um Mittag ankam.

XV.

Die Bäder von Bagneres.

Die Pyrenäenbäder hatten mich aus ihrer großen Entfernung immer zum Wunsche gereizt, sie einmal besuchen zu können. Als ich voriges Frühjahr in ihrer Nähe war, zog es mich so mächtig nach Spanien, daß ich die Hoffnung, sie zu sehen, völlig aufgab, indem ich meinen Rückzug aus diesem Lande erst sehr spät, und über Valencia und Barcelona zu machen entschlossen war. Das Schicksal verrückte meine und viele andern Plane. Ich mußte wieder über Bayonne nach Frankreich

zurückgehen, und hatte zur Entschädigung nur eine Menge unerwarteter Erfahrungen, und die Reise durch die Pyrenäendepartements, welche zu den schönsten Provinzen des südlichen Frankreichs gehören. Ich sehnte mich wirklich nach Ruhe und Erholung auf die vielen Strapatzen einer ungewöhnlich beschwerlichen Reise. Wo konnt' ich sie besser finden, als in den fröhlichen Bädern von Bagneres?

Diese Bäder gehören nicht zu denen, in welchen sich besonders Kranke einfinden. Die Gesunden und Fröhlichen machen die Hauptzahl der Gäste aus, und auch die wenigen andern finden die gute Laune der Übrigen zuweilen ansteckend, und häufig zu ihrer Genesung beitragend. Wenn man Bagneres daher in diesen Gegenden das kleine Paris nennt, so will man damit ein schwaches Nachbild der Vergnügungen, des Luxus und des Leichtsinns der Hauptstadt von Frankreich bezeichnen.

Ich habe das Gleichniß nicht ganz passend gefunden, was wohl nicht meine Schuld ist;

will es aber auch nicht völlig verwerfen, indem man allgemein über die geringe Anzahl der Badegäste klagt, welche diesen Sommer etwa 1200 Personen ausmacht, und in andern Zeiten oft 8 - 12,000 betrug. Und so viele Menschen, sämmtlich wohlhabend, größtentheils reich, und mit aller Lebenslust auf einem so kleinen Fleck vereiniget, mögen den Glanz von Paris auffallender darstellen, als in dieser Stadt selbst, wo er mehr vertheilt, und häufig durch Elend und Armuth verdunkelt ist.

Was diese Menschen alle hier treiben? Sie genießen nichts anders, als was sie in Paris und jeder größern Stadt von Frankreich weit besser haben könnten. Sie gehen viel spazieren, besuchen sich im Kabriolet und in der Portchaise, gehen selten ins Theater, essen mittelmäßig, vereinigen sich die Woche zweimal zu einem Tanzfest, suchen einander bald durch Simplizität, bald durch Glanz der Toilette zu übertreffen, nehmen häufig zum Spiel ihre Zuflucht, machen Bekanntschaften, die selten länger, als die

Badezeit dauern, beobachten und bekritteln einander. — Kurz, wie in den meisten Bädern auch; sie suchen eine Veränderung der gewöhnten Lebensweise, folgen einer kostbaren Mode, athmen wenigstens gesunde Luft, und sind im Ganzen nicht übel daran, wenn das Wetter immer gut ist.

Ich bin weit entfernt, den Feind der Badereisen zu spielen, und möchte es damit nicht mit so vielen meiner liebenswürdigen Landsmänninnen verderben, welche sich das ganze Jahr hindurch darauf freuen. Auch gehört das nicht hieher, wo ich blos zu erzählen brauche, was Jedermann in Bagneres zu erwarten hat.

Wer ein Freund der schönen Natur ist, den wird seine Reise nach Bagneres nie gereuen. Es liegt in einem schönen Bergthal, das sich gleichsam in die Gebirgsarme verborgen hat, welche die Pyrenäen nach Norden ausstrecken. Von welcher Seite man her kommt, von Toulouse, oder Bordeaux, reist man durch schöne Gegenden, und auf vortrefflichen Wegen, deren

unbedeutendster Vorzug für Gesunde und Kranke gewiß nicht in den guten Wirthshäusern besteht, welche sie überall antreffen. Auf jeden Fall zieht sich die Straße etwas in die Tiefe, ehe man das Ziel der Reise erreicht. Die kleine Stadt zeigt sich endlich hinter einer Gebirgskrümmung, welche überhaupt noch mehrere reizende Ansichten verbirgt. Auf der Seite von Spanien sind es sehr schroffe Felsenwände, die das Thal bekränzen. Sie bilden den Fuß kühner Berge, deren Spitze häufig pyramidalisch ist. Sie sind nur wenig von Heidekraut überkräuselt, und haben eine angenehme, gräuliche Färbung, auf welcher sich kleine Baumparthien sehr schön ausnehmen. Diese verhindern auch den zu starken Kontrast mit der ihnen gegenüber stehenden Bergkette, welche sich in sanftern Linien in die Höhe zieht, und den mannichfaltigsten Anbau gestattet. Zwischen ihnen liegt die offene Stadt Bagneres. Ihre Straßen erstrecken sich nach allen Seiten hin, und führen zu Spaziergängen, für welche die Kunst nichts, aber die

Natur sehr viel gethan hat. Überall in und außer der Stadt rieseln klare Bäche, an denen herrliche Wiesen trinken. Die Augen können sich kaum von dem fröhlichen Grün derselben abwenden, und ich fand die meinigen, welche durch die verbrannten kastilischen Ebenen sehr gelitten haben, immer wunderbarlich dadurch gestärkt.

Die verschiedenen Gasthöfe vermögen natürlich die Menge von Fremden nicht zu fassen, welche auch nur in gewöhnlichen Jahren hier zusammenströmen. Dafür sind aber beinahe die sämmtlichen Einwohner auf den Empfang von Gästen eingerichtet, und zwar so gut, daß Bagneres in dieser Rücksicht einen Vorzug vor den meisten übrigen Bädern von Europa haben dürfte. Die größern Wohnungen der Art sind mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, und haben gewöhnlich Stallungen, und manchmal angenehme Gärten zur Seite. Die Tafel wird durch die Wirthe und die verschiedenen Restaurateurs gut und billig versorgt, und die

Preise von Wohnung und Essen richten sich natürlich in der Regel nach dem Zusammenfluß der Fremden.

Hat man sich daher für diese ersten Bedürfnisse eingerichtet, so sucht man Unterhaltung oder Genesung, und gewöhnlich Beides. Wenn man den Bewohnern von Bagneres glauben will, so gibt es gar kein Körperübel, das man nicht in ihren Heilbrunnen abwaschen kann. Ich könnte ein reiches Verzeichniß von solchen Wundern aufführen, die durch den Engel selbst, der das Wasser bewegte, bewirkt zu seyn scheinen. Auf jeden Fall findet man es sehr schwer zu glauben, daß die siebzehn Quellen, welche auf dem kleinen Fleck von Bagneres vereinigt sind, alle von so verschiedenen Tugenden seyen, die man ihnen zuschreibt. Die größere oder geringere Wärme mag freilich verschieden wirken; aber daß man in dem Einen Bad sich nur von Leberkrankheiten, und in dem andern nur von Unverdaulichkeit heilen kann, daran glaub' ich eben so wenig, als an die Unfehlbarkeit aller dieser Gewässer.

Kommt es nur darauf an, ein Bad durch die Erzählung einiger Kuren zum Ruhme zu bringen, so ist nichts leichter. Man weiß, daß beinahe alle Bäder im Rufe der Fruchtbarmachung stehen, und zu keinem Vorzug sind sie wohl mit geringerem Aufwand gekommen, als zu diesem. Eine gleiche Bewandniß mag es mit vielen andern Kuren haben, auf welche blos die Veränderung des Orts, der Luft, einer alten Lebensweise, die Ruhe, die Gesellschaft, die Bewegung u. dgl. gewirkt. Ich hörte darum dem Badearzte geduldig den Katalog seiner Mirakel ab, und wünschte seinen Patienten einen bessern Glauben, als ich ihn hatte.

Gewiß ist aber, daß Bagneres seinen großen Ruf in Rücksicht auf die Heilkräfte seiner Wasser in Frankreich größtentheils verloren hat, und man in eigentlichen Nothfällen die Nachbarbäder von Cauterets und Barreges vorzieht. Aber nicht die Kranken, sondern die Gesunden machen die Bäder angenehm, und geht darum Jedermann, dem es nicht sehr schmerzlich zu Muth

ist, lieber nach Bagneres. Jene beiden andern Orte haben weder die Schönheit der Lage von dieser Stadt, noch die Bequemlichkeiten des Lebens in gleichem Maaße, und bei weitem nicht die glänzenden Zirkel, welche sich zuweilen hier vereinigen. Sie gestatten also nicht die gleichen Unterhaltungen, und werden wohl immer weit hinter Bagneres zurückbleiben.

Was macht die gute Unterhaltung in jedem Bade aus, als die gute Gesellschaft, welche sich gerade in derselben zusammenfindet? Und dabei ist erstaunlich viel Zufälliges. Es gibt viele Menschen in der Gesellschaft, wie in höhern Geschäftskreisen, die ganz vortrefflich zu einer zweiten Rolle, und ganz und gar nicht zu einer ersten taugen. Wo sich völlig einander unbekannte Menschen zu gleichen Liebhabereien, Scherzen und Beschäftigungen vereinigen sollen, muß nothwendig einer von jenen, glücklicher Weise nicht sehr seltenen, Karakteren vorhanden seyn, welche gleichsam das Band der übrigen ausmachen, die durch liebenswürdiges Beneh-

men, durch angenehme Talente, durch gute Laune jedem sogleich nahe kommen, und diese Annäherung nur dazu benützen, um die andern alle in gleiches Verhältniß zu einander zu setzen. Sie tragen im Grunde die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein, und müssen den Lohn für ihre Mühe nur in ihrer Eitelkeit, oder in einer sehr wohlwollenden Denkungsweise finden. Solche Karaktere haben die Veranlassung zu den sogenannten Königen mancher Bäder gegeben, und, wenn diese hie und da das nicht leisten, was ihre Stammherrn in diesem Titel ohne ihn geleistet haben, so ist dies nur eine Bestätigung weiter für die Paßlichkeit desselben.

Diese Würde habe ich in Bagneres nicht gefunden, so gerne ich ihr auch gehuldigt hätte. Ich sehe überhaupt nicht, daß sich die Gesellschaft im Ganzen sehr nahe kommt, und finde vielmehr, daß sie ganz in einzelne Kotterien zerfällt. An der Spitze einer derselben stehen die beiden Damen, Marschallin Ney und Bessières. Ein andrer, in den ich auch eingeführt wurde,

hat mir noch angenehmer geschienen. Es ist ein Zirkel von Damen und Herrn, die alle Tage zusammen speisen, und wo jedes Glied seine Schüssel mitbringt. Der Versammlungsort ist das sogenannte Frascati, welches sich in der Regel nur die Woche zweimal, und zwar zu Bällen eröffnet; da aber dieser Zirkel gewöhnlich hier seinen Abend zusammen, unter Scherzen, Spiel und Neckereien zubringt, so haben sich nach und nach auch andere Gäste nach Tische eingefunden, welche gutes Benehmen genug besitzen, um sich in diesem sehr feinen Kreise nicht unbehaglich zu fühlen.

Also auch ein Frascati in Bagneres, wie in Paris, nur im verjüngten Maasstabe! Furioso macht hier seine Kunststücke nicht, auch werden keine Feuerwerke, keine chemischen Experimente, nichts von allen diesen scharfsinnig erdachten Spektakeln gegeben, womit man die Pariser, welche alles gesehen haben, anlocken muß. Oft wäre man hier froh an einem kleinen Antheil von Sehenswürdigkeiten, welche man in der

Hauptstadt selbst keines Blickes werth finden würde. So muß man sich mit einem, in der Regel erbärmlichen, Konzert, mit Ballen, auf denen sich auch schlechte Tänzer zu versuchen wagen, mit ein Paar Zeitungen, mit Karten, und mit dem begnügen, was jeder in alles dieses selbst hineinzulegen weiß. Auf jeden Fall ist man da gewesen, kann den andern Morgen Gutes oder Schlimmes davon sagen, und das ist am Ende für die Meisten die Hauptsache bei allen ähnlichen Belustigungen.

Die meisten Abende der Woche kann man mit dem Besuch des Theaters ausfüllen, wenn man Lust hat. Ich fand hier die Truppe wieder, welche ich vor sechs Monaten in Bayonne gesehen hatte, und ich muß gestehn, daß ich hier zufriedener mit ihr bin, als dort, unerachtet ich ihr darum keine häufigern Besuche mache. In Bayonne hatte ich den Othello in Alexandrinern von ihr aufführen sehen, und da wurde mir's mehreremal weh um's Herz. Hier sah ich fröhliche Stücke, wie die Folies amou-

reuses, die ich immer wieder mit Vergnügen anschaue, so unbedeutend das Stück auch an sich ist. Mehrere Rollen wurden höchst komisch, und nur vielleicht zu überladen dargestellt. Diese Bemerkung machte ich überhaupt in allen Provinzialstädten Frankreichs. Der Geschmack ist nicht ganz allein blos glückliche Himmelsgabe; den schönsten Talenten fehlt er oft, und, wie er überhaupt schwer zu erwerben ist, so wird er natürlich doppelt schwer vor Zuschauern gewonnen, welche mehr Lust an Karikaturen, als Sinn für feine komische Darstellungen besitzen Indeß fand ich das Theater immer mit Menschen angefüllt, wiewohl nicht von der besten Gesellschaft. Den Männern geht so etwas hin; die Frauen sind schon etwas weniger nachsichtig, und wollen nicht gerne in der Nähe von hübschen Freudenmädchen sitzen, und sollt es auch nur darum seyn, daß die Vergleichung zwischen ehrbaren Frauen und lüderlichen Buhlerinnen für das bloße Auge nicht immer zum Vortheil der ersten ausfällt. Zudem ist das Haus auch

sehr klein, und unbequem, und ich darf wohl mit gutem Gewissen behaupten, daß ich noch nirgends eine so schlechte Orchestermusik gehört habe, wie in Bagneres. Sie ist so erbärmlich, als ob sie zum Komischen des Stücks selbst gehörte, und ich bewunderte nur die Zuversicht dieser Bierfidler, welche es wagten, sich so vor einem Publikum auszustellen, das an das Beste in diesem Fach gewohnt ist.

Dies sind alle künstlichen Unterhaltungen von Bagneres, wenn man anders nicht auch noch das Spiel dazu rechnen will. Bekanntlich sind die großen Hazardspiele in Frankreich nur in der Hauptstadt und in den Bädern geduldet, und von der Regierung gegen sehr ansehnliche Summen verpachtet. Darf man sie auch wirklich irgendwo dulden, so ist es an solchen Vereinigungsorten von Menschen, die durch ihre Vermögensumstände zum Müssiggang und kostbarem Zeitvertreib privilegirt sind. Ich bin daher hier noch nie in den Fall gekommen, einen unglücklichen Spieler zu bedauren, und fand die

sauren Gesichter, die ein ansehnlicher Verlust auch dem Klügsten noch zur Entschädigung läßt, nur komisch. Im Ganzen ist gerade kein großes Leben in diesen Spielen. Ob die Spieler vernünftiger sind, als gewöhnlich, möcht' ich eben nicht behaupten; vielmehr schien es mir, daß die Meisten es nach Kräften zu beleben suchten, daß diese aber bei weitem nicht so ansehnlich sind, wie die eines russischen Großen, der sich seit einiger Zeit in Frankreich ein bleibendes Denkmal in den Annalen der Glücksspieltische gesetzt hat. Ich fand ihn nicht mehr in Bagneres; aber sein Name war noch in Jedermanns Munde, und man behauptete sogar, daß sein Glück den größten Theil des diesjährigen Gewinns der Bank aufgezehrt habe. In Paris habe ich ihn dafür oft ganze Pakete Bankbillete auf den Spieltisch werfen, und beinah immer verlieren gesehen.

Wem weder Frascati, noch das Theater, noch die Spieltische genügen, und der gerade in eine Periode fällt, wo die Gesellschaft nicht recht zusammenpassen will, dem bleiben noch mehrere

andere Auswege offen. Sey er auch noch so gesund, so bade er sich. Nützt es nichts, so schadet es auch nichts, und da der Quellen nicht weniger, als siebenzehn sind, so kann er alle Tage eine andere wählen. Und da müßt es doch wahrlich wunderlich zugehn, wenn er nicht irgend eines versteckten Übels, von dem er nichts wußte, los würde. Das nimmt ihm jeden Tag einige Stunden weg, nach denen er köstlich ruhen, und mit gutem Appetit frühstücken mag. Will er etwas arbeiten, so kann ich ihm ein ganz leichtes Geschäft empfehlen, das er ohne starke Anstrengung sehr bald zu Ende bringt. Er studiere die Alterthümer von Bagneres. Da wird er dann finden, daß diese Stadt älter ist, als sie aussieht, und schon 695 Jahre nach Roms Erbauung einen Namen hatte. Wie dieser in den ältesten Zeiten hieß, das hat bis jetzt noch kein Badegast herausgebracht, obgleich große Ehre damit bei den Bürgern von Bagneres zu verdienen wäre. Diese müßen sich noch mit der Kunde begnügen, daß die Römer den Ort Vi-

cus aquensis nannten, wozu sie auch alles Recht hatten. Uebrigens treten ihre Voreltern in der Geschichte zum erstenmal mit einem Akt von Unterwürfigkeit auf, bei welchem es ihnen schwerlich ganz Ernst war. Dieses verräth eine Inschrift an einem Brunnen, welche heißt: Numini Augusti sacrum, secundus Sembedonis filius nomine Vicanorum aquensium et suo posuit, und gegen deren Aechtheit gar nichts einzuwenden ist. Ein eben so ehrwürdiges Alterthum ist ein anderer Stein, den man an einem Hause angebracht hat, und welcher die Worte: Nymphis pro salute sua, Severus Seranus u. s. w. enthält. Mit diesen beiden Denkmalen ist es zu Ende, und man sieht, daß man auch nur zehen Worte Latein zu wissen braucht, um die Alterthümer von ganz Bagneres weg zu haben. Das ist nun recht gut; denn warum soll man sich in einem fröhlichen Bade viel den Kopf über alte Inschriften zerbrechen? Will man es etwa noch mitnehmen, was die Geschichtschreiber von Bagneres gerne

anführen, daß Froissard die Stadt bonne grosse ville fermée nennt, meinetwegen, man wird sich den Kopf damit nicht gerade überladen. Am Ende hat man doch auch noch etwas in den Bädern gelernt, und ist man sonst fröhlich und gesund gewesen, sein Geld doch nicht zum Fenster hinausgeworfen.

Kann ein Badegast mit diesem zufrieden seyn, so darf es mir, der nur zu seiner Belehrung reist, nicht genügen. Man darf daher überzeugt seyn, daß es mir von höchster Wichtigkeit war, zu wissen, welche ausgezeichneten Menschen schon seit Severus Seranus diese Bäder besuchten. Glücklicher Weise läßt mich eine kleine Schrift über diese Stadt nicht lange nachforschen, und ich wäre im Stande, ein ansehnliches Verzeichniß derselben aufzuführen. Wem ist aber auch an alle diesem gelegen? Den Meisten noch weit weniger, als mir, und wenn die Nymphen dieser Quellen nicht einige Badegäste zu Versen begeistert hätten, so hätte ich auch kein Wort darüber verloren. Die soge-

nannte eaux du Pré haben zween Dichter ins Feuer gesetzt, deren einem das Versemachen gewiß selten eingefallen, und deren andrem es nicht zum Besten gelungen ist. Der Herzog von Chartres gewann hier den Gebrauch seiner Beine wieder, und zum Dank dafür ließ er einige Verse zurück, welche mit goldnen Buchstaben auf eine Schieferplatte gegraben sind. Es war ihm wohl recht Ernst dabei; die Verse sind noch immer besser, als die von einem Badegast von Toulouse, über die ich die ganze Welt zum Zeugen aufrufe, ob sie eines Bewohners der Stadt, welche sich die poetischte in Frankreich zu seyn rühmt, die noch heut zu Tag die Jeux floraux feiert, ob sie eines solchen französischen Atheniensers würdig sind? Man höre einmal:

Dieu fit, à mon gré,
L'heureux bain du Pré.
Je marchais avec peine,
Mais dans treize bains,
Mes pieds ni mes mains
N'ont rien plus, qui les gène.

In dreizehn Bädern hat der ehrliche Mann also den Gebrauch seiner Hände und Füße wieder gewonnen! Wer gönnts ihm nicht von Herzen? Aber darf man darum mit frischgeheilten Händen schlechtere Verse niederschreiben, als mit ganz gesunden?

So viel von der Geschichte von Bagneres! Für mich sind die Umgebungen dieser Stadt das Merkwürdigste. Vor allen Dingen Ruhm und Ehre dem Thale von Campan! Wenn ich nicht sehr irre, so hat es Jean Paul'n zu seinem Kampanerthal Veranlassung gegeben, und da hat es denn doch besser gewirkt, als das Bad von Pré auf den Dichter von Toulouse. Sein Hauptvorzug besteht darin, daß es in einer südlichen Gegend liegt; denn Tyrol, Salzburg, die Schweiz und manche nördlichen Länder haben Naturschönheiten genug, gegen die wir nur nicht immer so gerecht sind, als wir es seyn sollten. Aber es ist damit wie mit manchen Talenten. Die meisten bleiben im Verborgenen, und nur wenige hebt das Glück her-

vor, um ihnen allein einen Lohn zu ertheilen, welcher noch vielen andern gebührte. Nach Jean Pauls Werk wird nicht leicht ein Deutscher nach Bagneres kommen, dessen Neugierde nicht durch den Namen des Thals von Campan aufs höchste rege wird. So ging es mir; denn ich wußte zuvor nichts von diesem Thal, und glaubte mich, da ich es hier nennen hörte, nur schwach zu erinnern, daß einer unsrer geistvollsten Schriftsteller davon einen symbolischen Gebrauch gemacht hat. Ich machte mich also sogleich zu einer Wanderung dahin auf.

Man nimmt den Weg, welcher nach der Ebene von Bigorre, und damit nach einem der Pyrenaenpässe führt, die Frankreich und Spanien mit einander verbinden. Das Thal verengt sich immer mehr, und schlängelt sich an den Ufern des Adour hinauf, der in klarem Bergwasser über ein wildes Bette wegstrudelt. Bei jeder Krümmung des Thals zeigt sich eine neue Ansicht. Häufig ist sie durch ein Gehölz gleichsam verschlossen, das man erst zurückge-

legt haben muß, um eine veränderte Perspektive zu gewinnen. Bald ist diese durch ein Dorf, das sich in eine Bergschlucht angebaut hat, bald durch eine pittoreske Brücke, die sich über den Fluß zieht, bald durch eine Meierey mit dickem Gehölz, aus welchem klare Bäche heraus eilen, bald durch kühn an den Felswänden befestigte Wohnungen, durch das stolze Emporragen einer Bergpiramidenspitze, durch den grünen Baumsaum eines wilden Gebirgsrükens, oder durch eine schlanke Pappelnallee in der Ebene zu einer Mannichfaltigkeit erhoben, welche sich beinah bei jedem Schritte erneuert. Das Ziel der Wanderung ist die Krone dieses schönen Erdwinkels. Der Adour, welcher bei Bayonne die größten Schiffe trägt, stürzt sich hier als Bergbach in weissem Schaum über eine hohe Felswand herab. Neben dem reizenden Wasserfall ist eine Grotte, in welche man mit Leitern und Lichtern hinuntersteigt, und in deren Tiefe nichts, als ein großer steinerner Tisch, der eine Menge Namen von den Wande-

kern enthält, die hier einen Besuch gemacht haben.

Das ist das Thal von Campan, bei dem ich mich aller Kunstschilderung enthalten habe, weil das entweder durch Jean Paul'n selbst, oder durch einen andern Schriftsteller geschehen ist, dem sie gelungen seyn muß, da er jenen zu begeistern vermocht hatte.

Noch enthält die Nähe von Bagneres eine Naturschönheit, welche wohl des Besuchs werth ist. Es ist eine der höchsten Spitzen des Pyrenäengebirgs, der sogenannte Pic du Midi. Man muß einen sehr klaren Tag zu dieser Wanderung wählen, wo die Gebirge auch von dem leichtesten Dunste frei sind. Da macht man sich denn Abends um neun Uhr auf, und erreicht vor Sonnenaufgang die Spitze des Piks. Der Weg ist je näher gegen das Ziel, desto steiler und mühsamer, und wer sich mit recht warmer Kleidung versehn, dem wird sie beim Aufsteigen zwar oft beschwerlich, aber beim Aufenthalt auf der großen Höhe desto willkommener seyn.

Der Lohn dieser Anstrengung ist das größte aller Naturschauspiele, wenn das Auge auf einem ungeheuren dunklen Horizont ruht, und die Sonne auf einmal, wie ein großer feuriger Ball, hineingeworfen wird, und den leichten Kampf mit der Finsterniß besteht. Wer malt den Glanz der herrlichen Kugel, die nur gleichsam in den Augenblicken ihrer Schöpfung aus Nichts dem Auge sie anzublicken erlaubt, und bald so scharfe Strahlen aussprüht, daß es sich demüthig zur Erde heften muß? Von Spanien und Frankreich wird die Decke weggehoben. Das Auge findet nur in seiner Unmacht seine Gränze. Ungeheure Länder mit großen Bergen und vielen Städten liegen in Klarheit unten. Alles scheint eben aus der Hand des Schöpfers hervorzugehn; denn die Ferne verbirgt jede Spur von Menschenhand. Alles ist einsam. Kein lebendes Geschöpf ist neben dem Wanderer, wenn ihn nicht hie und da ein Pyrenäenadler, der in die Klüfte hinabschießt, an andres Leben, und an seine eigene Schwerfälligkeit erinnert.

Unterlasse ja niemand, der Bagneres besucht, diesen Gang. Ich habe die Sonne vom Aetna herab aufgehn gesehen. Dort stieg sie aus den Fluthen empor; hier hob sie sich aus dem Erdboden heraus. Ein Wunder ist so groß, wie das andre; und wer glauben soll, dem müßen Wunder gezeigt werden!

XVI.

Reise von Bagneres nach Toulouse.

Der Weg von Bagneres aus durch die schöne Ebene von Bigorre gehört zu den angenehmen in dieser Gegend von Frankreich. Er führt zuerst in das kleine Städtchen Tarbes, das lieblich gelegen ist, und schöne Spaziergänge hat, welche besonders durch die Aussicht auf die Pyrenäenkette einen eigenen Reiz gewinnen.

Von Tarbes aus wird die Landschaft schon etwas ernster. Die Straße steigt beinah immer hinauf, der Boden wird schwerer, und bedarf größern Menschenfleißes. Dieser fehlt aber auch gar nicht hier. Die Baskischen Sitten, denen man bald begegnet, lassen jede Anstrengung des Menschen erwarten. Es herrscht

unter den Bewohnern dieser Gegend noch eine große Einfachheit der Sitten neben allen Tugenden, die sie sonst zu begleiten pflegen. Brod und Gemüße sind ihre tägliche Nahrung, und man behauptet, daß sie gewöhnlich nicht mehr, als zweimal des Jahrs, Fleisch essen und Wein trinken, nemlich im Karneval und bei der Feier des Fests vom Schutzpatron des Orts; ungewöhnliche Fälle sind Hochzeiten und Leichenbegängnisse, an denen nichts gespart wird; da bei beiden Gelegenheiten sich die Verwandten aus weiter Entfernung versammeln. Das andre Geschlecht theilt die schwersten Arbeiten der Männer; darum man auch wenig von Ausschweifungen hört. Der ganze Reichthum eines Hausvaters besteht beinah in seinen landwirthschaftlichen Werkzeugen; sein größter in einer guten Anzahl von Söhnen; und eine Frau, die ihrem Manne viele Mädchen zur Welt bringt, wird gewöhnlich nicht zum Besten von ihm behandelt. Alle Sitten mahnen an die ursprüngliche Einfalt. Hat ein junger Mensch Absicht

auf ein Mädchen, so kneipt er sie in die Arme. Nimmt sie es gut auf, so setzt sie sich ihm auf den Schoos; aber willigen die Eltern nicht ein, so wird aus der ganzen Sache nichts. So arm diese Leute sind, so gastfreundlich und mildthätig sind sie dennoch. Kein Bettler verläßt die Thür, wo er ein Allmosen gesucht, ohne ein Stück Brods; dem Gast wird alles aufgestellt, was das Haus vermag. Desto härter sind sie sich selbst und den Gliedern ihrer Familie. Die Kranken lassen sie beinah ganz ohne Wartung liegen; mit größter Sorgfalt aber wird ein Hausthier behandelt, welches krank wird. Keine Ausgabe wird dann gespart, und die Herenmeister holt man mit schweren Kosten herbei. — So kennt ein kräftiger Menschenschlag gewöhnlich die mildesten und liebenswürdigsten Tugenden nicht; weil Schwäche in seinen Augen etwas Verächtliches, und das Unglück eine Schuld ist.

Auch ist eine sehr alte Stadt, die ihren Namen von dem gallischen Volk der Auscier

erhalten, und ursprünglich Climberrium, später Augusta Ausciorum geheissen haben soll. Sie hat eine Menge dauerhaft und hübsch gebauter Häuser, ein Theater und große öffentliche Gebäude. Die Lage am Berge hinauf gibt aber einem ansehnlichen Theil der Stadt ein häßliches Ansehen. Die Domkirche ist im alten gothischen Styl erbaut, an welchem man hie und da Spuren von griechischer Architektur und ein modernes Portal findet. Das Innere derselben hat indeß einen um so reinern, und edlern Karakter. Die Kühnheit der Gewölbe, und die Einfachheit der Verhältnisse, und die gemalten Fensterscheiben passen ganz zur Bestimmung des Gebäudes, und machen den Eindruck, welcher einer religiösen Stimmung so günstig ist.

Die Stadt besitzt eine Ackerbaugesellschaft, die schon viel Gutes gewirkt, und eine literarische, Athenée genannt, welche bereits eine gute Anzahl von Denkschriften herausgegeben hat. In ihrem Versammlungssaal sind ver-

schiedene antike Denkmale aufgestellt, die man in der Gegend gefunden, und eines derselben enthält eine Inschrift von ganz eigenem Karakter. Sie heißt:

Sex.
Arboribus.
Q. Rufius.
Germanus.
V. S.

Also sechs Bäumen setzte dieser Germanus ein Monument. Welche Gedanken dieser Mann wohl an ihre Verehrung geknüpft haben mag! Freilich verdienen Bäume dieselbe nur zu oft besser, als manche Menschen, für deren Denkmale Millionen verschwendet werden. Wer weiß, welches Glück er unter diesen Bäumen gefunden hat? Welcher Gottheit Wohnung er hier glaubte? Auf jeden Fall verrieth er einen zarten Sinn, wie man ihm in den Inschriften der Alten selten begegnet; aber man kann sich der Verwunderung nicht enthalten, ein solches Denkmal an einem Ort zu finden, der einem

der würdigsten Männer der Geistlichkeit das Seinige noch schuldig geblieben ist.

Dieser Mann war Herr von Apchon, einer der letzten Erzbischöffe von Auch vor der Revolution. Aus seinem schönen Leben nur folgende zween Züge.

Er hörte von zwo Schwestern, die schon etliche vierzig Jahre alt waren, und durch den Tod ihres Bruders und einzigen Wohlthäters, dessen ganzes Vermögen in Leibrenten bestanden hatte, in die tiefste Armuth gestürzt wurden. Unter dem Vorwand, sie zu trösten, geht er zu ihnen. In der Unterhaltung scheint er plötzlich über ein elendes Gemälde, das an der Wand hängt, in Erstaunen zu gerathen. Er lobt die Malerei sehr, und die Schwestern bieten es ihm sogleich zum Geschenk an. Sie bemerkten ihm aber dabei, daß er sich in dem Werth des Gemäldes wahrscheinlich irre; indem es nur eine Kopie sey. Der Erzbischoff bestand aber auf seiner Vortreflichkeit, und nahm es unter der Bedingung an, es nach seinem

Werth zu bezahlen. Am andern Tag schickte er ihnen einen Leibrenten-Vertrag von jährlichen 1600 Livres. So war den guten Frauen geholfen! Nach seinem Tod wollten sie aus Dankbarkeit das Gemälde wieder kaufen; aber seine Erben handelten seiner ganz würdig, indem sie es ihnen, mit dem Bildniß ihres Wohlthäters, zum Geschenk machten.

Ein andersmal war in einem Hause der Stadt Feuer ausgekommen. Der Erzbischoff eilte herbei, und seine erste Frage ist: ob Jedermann gerettet sey? — Ach! ruft eine Frau in Verzweiflung; mich haben sie wohl aus den Flammen gerissen, aber mein Kind ist noch in dem Hause. Damit deutete sie an das zweite Stockwerk hinauf, das schon im Feuer stand. Der Erzbischoff befiehlt, augenblicklich eine Leiter anzulegen, und verspricht dem, der das Kind retten würde, eine Belohnung von 6000 Livres. Aber Niemand will es wagen. Da läßt er sich selbst die Kleider mit Wasser netzen, macht das Kreuz, steigt hinauf, und erscheint einige Au-

genblicke nachher glücklich mit dem geretteten Kinde auf der Leiter. Die Eltern stürzen ihm dankend zu Füßen. „Meine Freunde,“ sagte er fröhlich, indem er sie aufhob; „ich habe durch dieses Kind 6000 Livres gewonnen; es ist billig, daß sie sein eigen sind. Ich schenke sie ihm.“

Weiter weiß ich nichts von Auch zu erzählen. Aber ist das nicht genug? — O ich kenne große Städte mit tausend Merkwürdigkeiten, in welchen man nie von solchen Prälaten etwas gehört hat!

Der Weg nach Toulouse ist etwas langweilig. Er senkt sich unaufhörlich auf und ab, bis man die schöne Ebene erreicht hat, in welcher das Athen von Frankreich liegt. Dafür halten es seine Bewohner; und wirklich haben sie, wenn auch keinen Sokrates, doch wenigstens einen sehr braven Mann gerichtet. Traurige Erinnerung an Johann Calas, die mir schon unter dem Thore von Toulouse begegnen mußte.

XVII.

Aufenthalt in Toulouse.

Toulouse ist, wie alle alten und berühmten Städte, nichts weniger, als eine schöne Stadt. Seine Straßen sind eng und krumm, die Häuser finstern und zerfallenen Ansehns, und die öffentlichen Plätze von unregelmäßiger Form. Das glaubt aber kein Bewohner dieser Stadt. In seinen Augen gibt es nichts herrlicheres, als Toulouse, kein geistvolleres Volk, als die Gaskogner, keine berühmtere und nützlichere Anstalt, als die Jeux floraux, und keine größere Ehre, als einer der Vierziger zu seyn, die die Richter in diesen poetischen Wettkämpfen bilden.

Ich wußte, daß es ein Kapitol in Toulouse gibt, und mein erster Gang war daher, dasselbe zu sehen. Man führte mich auf einen ziemlich großen, aber unregelmäßigen und größtentheils mit schlechten Gebäuden umgebenen Platz, dessen Hauptzierde das Kapitol ist. Große goldene Buchstaben über dem Portal verkündigen das dem, der zweifeln will; mich wollten sie nicht so leicht überzeugen, unerachtet ich dem römischen Kapitol, ohne eine solche Inschrift, auf des ersten Anblicks hin geglaubt hatte.

Kapitol heißt in Toulouse nemlich, was man an andern Orten das Rathhaus nennt. Die acht Magistrate, welche die Polizei und die Administration der Stadt besorgen, sind die Senatoren, und heissen Capitouls. Wie wichtig ihre Geschäfte seyn mögen, weiß ich nicht; aber das habe ich wohl gehört, daß die Ehre, Capitoul zu seyn, ehmals der Adel gegeben hat.

Die erste Merkwürdigkeit dieses Gebäudes ist der Saal, welcher den berühmten Männern

gewidmet ist, die die Stadt hervorgebracht hat. Die Gemälde an den Wänden sind verschwunden, aber die Büsten der Gefeierten sind noch vorhanden. Die Ausgezeichnetsten unter diesen mögen bei weitem der große Rechtsgelehrte, Cujas, und der Mathematiker Fermat seyn, auf dessen Entdeckungen Leibniz und Newton Vieles fortgebaut haben. Mit Verachtung wendet man sich aber von Pibrac weg: der sich durch eine Apologie der Bartholomäus-Nacht geschändet hat. Mit Ehrfurcht erholt man sich vor des tugendhaften Duranti's Büste, welcher seine Mitbürger vor der Pest bewahret, mehrere vortrefliche Anstalten für sie gegründet hat, und, sein Leben seinem König aufopfernd, für seine Mörder betend gestorben ist.

Die eine Seite dieses Saals geht in einen Hof des Gebäudes, in welchem der tapfere Montmorenci, enthauptet wurde. Bekanntlich hatte er sich, wegen des Despotismus vom Kardinal von Richelieu, in die Empörung des Herzogs von Orleans gegen Ludwig XIII.

eingelassen, war er des erstern einzige und mächtigste Stütze gewesen, und in der Schlacht von Castelnaudari, nachdem er tödtlich verwundet gefallen, gefangen worden. Mit seinem Sturz war die Empörung geendigt. Gaston von Orleans erhielt Verzeihung, und glaubte, auch Gnade für den Herzog von Montmorenci zu erhalten. Umsonst setzte man alle möglichen Triebfedern in Bewegung, um den König zum Mitleiden zu rühren; aber Ludwig gab zur Antwort: „sterben muß er; die einzige Gnade, die ich ihm ertheilen kann, ist, daß der Henker ihn nicht berühren, und ihm blos den Kopf abschlagen darf.“ Montmorenci selbst erwiederte, als man ihm sagte, er solle die Jurisdiktion von Toulouse nicht anerkennen: „mein Entschluß ist gefaßt; ich will nicht um mein Leben rechten.“ So fiel einer der größten Helden seiner Zeit, der, wie ein französischer Schriftsteller schön bemerkt, „das Urtheil seiner Richter, aber die Gnade seines Königs verdient hatte.“ Fünfzehn noch offene

Wunden fand man an seinem Leichnam, und fünf Kugeln zog man aus demselben heraus.

Bekanntlich wird in Toulouse jedes Jahr ein poetischer Wettstreit, die Jeux floraux genannt, gefeiert, dessen Schauplatz gleichfalls in diesem Gebäude ist. Schon im dreizehenten Jahrhundert soll diese Anstalt unter dem Namen des Gai consistoire oder der gaie compagnie vorhanden gewesen seyn, deren Mitglieder les sept troubadours mainteneurs de la gaie science, oder du gai savoir, hießen, und sich in einem Obstgarten bei der Stadt versammelten. In einem Schreiben vom November 1323 fordern die sieben Troubaduren „alle ehrenwerthen Herren, welche „die Wissenschaft, aus welcher Freude „und Vergnügen entspringt, verstehen, auf, sich am ersten Mai in „dem Garten, welchen sie von den „Dichtern, ihren Vorgängern, geerbt, wohl versehen mit harmonischen Versen von schönem Sinn,

„einzufinden, wodurch das Zeitalter fröhlich wird,“ und versprechen dem Verfasser des besten Gedichts ein Veilchen von Golde. Arnaud Vidal von Castelnaudari erhielt den Preis für ein kleines Lied, das er an die heilige Jungfrau verfertigt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Statuten der Gesellschaft aufgesetzt, welche den schönen Namen Legs d'amour — Gesetze der Liebe — erhielten.

In einem Krieg mit den Engländern, im Jahr 1346, verlohr das „fröhliche Consistorium“ seinen schönen Garten, und sah sich genöthigt, seine Sitzungen in das Kapitol zu verlegen. Die Stadt machte deshalb ansehnliche Ausgaben; man stellte große Gastmale an, und der poetische Wettstreit artete mehr oder weniger in eine Orgie aus. Ein Intendant des Königs nahm Aergerniß daran, und schlug dem König eine Reform der Jeux Floraux vor, welche dadurch erreicht werden sollte, daß ein Edikt vom Jahr 1694 die „fröhliche Kom-

pagnie“ zur Akademie erhob. Allein die Stadt Toulouse sah hierin blos einen Eingriff des Königs in ihre Rechte; es entstand ein lächerlicher Streit, der mit Ernsthaftigkeit und Erbitterung geführt wurde. Es erschienen Flugschriften, Epigramme, Spottlieder für und wider die Reform, bis die Regierung des Streits zuerst müde, die Sache auf sich ruhen ließ. Dafür entstanden andre Zwistigkeiten, welche der Anstalt im Jahr 1791 ein Ende machten, bis sie 1806 wieder auflebte.

Heut zu Tag besteht diese Akademie aus vierzig Mitgliedern, die auch den Namen Mainteneurs führen. Die Preiße werden am ersten Mai vertheilt, und diejenigen, welche sie davon getragen, heissen Maitres en Jeux Floraux. Den ersten Preiß erhält der Dichter der besten Ode in einer goldnen Amaranthe; der zweite eine Rose von Gold, wird demjenigen zu Theil, welcher die beste Rede vorgetragen hat — die aber gerade eine Viertelstunde dauern muß; ein silbernes Veilchen wird dem

besten kleinen Gedicht von hundert Versen zum Lohn; eine Ringelblume von Silber ist auf das beste Schäfergedicht, und eine Lilie von gleichem Metall auf das beste Sonnett zu Ehren der Madonne gesetzt.

Die meisten alten Denkmale in diesem Gebäude hat die Revolution zerstört. Sonderbarer Weise ist nur Eine geblieben, über die sich jeder seine Gedanken machen kann. Sie heißt:

Videant Consules, ne quid detrimenti res publica capiat. *)

Toulouse besitzt, wie die meisten Hauptorte in den französischen Departements, eine Gemäldesammlung, die in der ehemaligen Augustinerkirche aufgestellt ist. Sie enthält aber eben so wenig Vorzügliches, als ihre meisten Schwestern, die ich gesehen habe. Der größte Theil dieser Kunstwerke sind Kopien von ungleichem Werthe nach ausgezeichneten Mei-

*) „Die Konsuln mögen wachen, daß dem gemeinen Wesen kein Schaden geschehe.“

stern, und Arbeiten von Künstlern aus dem Languedok. Auch befinden sich einige Antiquitäten hier, die nicht ohne Merkwürdigkeit sind, und, so wie die Inschriften, welche man aufgestellt hat, des Weiten und Breiten in den Denkschriften der Akademie der Stadt beschrieben wurden.

Wer einige Tage in Toulouse bleibt, kann auch die Reste eines antiken Amphitheaters besuchen, die unfern von der Stadt liegen. Es sind nur noch zween Logen von demselben übrig, da die Materialien zum Bau einer benachbarten Kirche verwendet wurden. Der Plan des Ganzen ist indeß noch deutlich zu erkennen. Die Arena hatte etwa hundert und funfzig Schritte Länge, und achtzig Breite.

Da ich mich in der Hauptstadt der Gaskogne befand, so war ich sehr aufmerksam auf jede Äusserung des Nazional-Karakters ihrer Bewohner. Bekanntlich geht der französische Witz etwas schlimm mit diesem um, und werden eine Menge von Abgeschmaktheiten, lächerlichen

Mißverständnissen und albernen Naivetäten auf Rechnung der Gaskogner gesagt. Nun habe ich aber Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu machen, welche mir bewiesen, daß die Ungerechtigkeit, über welche sie sich beklagen, eben nicht sehr groß ist. Im Durchschnitt darf man annehmen, daß der Gaskogner von einem gewissen Alter immer einen der Züge hat, welche in jenen lustigen Anekdoten ausgedrückt sind. Seine Lebhaftigkeit eilt seinem Verstande jeden Augenblick voraus; er ist großsprecherisch, ohne gerade hochmüthig zu seyn; redselig, daß er unmöglich Alles, was er sagt, wohl bedenken kann; vorlaut, daß er nothwendig oft anstoßen muß; ungeduldig, um alle Augenblicke anzulaufen; Alles übertreibend, und Spaßmacher, wie es immer gehen will, bald durch Nachäffung von Thieren, bald von Menschen; zu Allem diesem stimmt sein Dialekt, welcher den Mund gewaltig füllt, zusammen, und verläugnet auch sein physiognomischer Ausdruck selten den Karakter, den man ihm einmal beizumessen gewohnt ist.

Glücklicher Weise hatte ich in Toulouse gerade die Auszüge aus den alten Ritterbüchern von dem Grafen von Tressan *) bei mir, wo unter andern in dem Huon von Bordeaux der gaskognische Karakter in seinem drolligsten Lichte dargestellt ist. Huon wagt es z. B. den Oberon, mitten in der Erzählung seiner traurigen Geschichte, durch die Erinnerung an eine lustige Begebenheit zu unterbrechen. Da sagt dann der alte Romancier: „Oberon „lachte freilich, und bemerkte: daran erkenne er „die Ritter von den Ufern der Garonne, die sich „nicht enthalten können, zu necken (gaber), „und wärs auch gegen die besten Freunde. Die„ser sanfte Verweis machte die beiden Ritter „etwas vorsichtiger."

Späterhin kehren diese auf ihren abentheuerlichen Zügen bei einem Sarazenen ein, der sie aufs beste aufnimmt. Ein dienender Sklave

*) Corps d'extraits de Romans de Chevalerie etc. Paris. 1782. 4 Bände.

zerbricht eine Tasse, und der Sarazene ruft im Zorn aus: „potz alle tausend Welten, schlech-„ter Bursche; du verdientest, daß ich dich mit „einem Fußtritt auf den Thurm der Moschee „hinauffliegen machte.“ An dieser Gaskonnade erkannten die Ritter, daß der Sarazene ein Landsmann von ihnen seyn müßte, und wirklich war es auch Huon's Vetter, Floriac.

In dem Guerin von Montglave erscheint selbst Karl der Große als ein ächter Gaskognier. Er macht mit mehreren Rittern der Tafelrunde einen Besuch bei dem mesopotamischen König Hugon. Die Erzählung hiervon ist so drollig, daß mir gewiß jeder meiner Leser Dank wissen wird, wenn ich sie Wort für Wort nach Tressan's Auszuge liefere.

Die Stunde zur Ruhe war gekommen, da führte Hugon den Kaiser und seine Pärs in einen großen, gewölbten Saal, dessen Decke von einem einzigen Pfeiler getragen wurde. Prächtige Betten, die rings herumstanden

waren für Karln und seine zwölf Pärs aufgerichtet.

Hugons guter Wein hatte die Fröhlichkeit der Paladine erweckt. Als sich daher ihr Wirth entfernt hatte, setzten sie sich in traulichem Gespräch zusammen und spaßten über die, für sie völlig neuen, Sitten, welche sie gesehen hatten. Ein Wort gab das andre, und so fingen sie an, sich immer muthwilliger auszulassen.

Karl und seine Pärs ließen sich gar nicht einfallen, daß sie belauscht werden könnten. Das wurden sie aber. Der große Pfeiler war hohl, und war es Mißtrauen oder Neugierde, Hugon hatte in denselben einen griechischen Dolmetscher gesteckt, der alle Sprachen von Europa kannte.

Karl ließ sich ganz in die Spässe seiner Pärs ein, und war der erste, der sagte: Beim heiligen Dionys! der syrische Stahl ist wohl der beste; aber stelle der König Hugon mir einen seiner Leute

in einem dreifachen Panzerhemd vor, ich hau' ihn mit Einem Hieb meiner Joyeuse *) mitten von einander."

In diesem Ton machte Roland fort, und sprach: „stoß ich mit aller Gewalt in mein Horn, so will ich diese ganze Stadt so erschüttern, daß sie in einen Steinhaufen zusammenfallen soll."

Olivier, der den Kopf voll von seiner Jaqueline hatte, sprang von seinem Sitz auf, und fing an: „meiner Seele, ihr Herrn, bei mir ists kein Spaß, wenn ich mich unterfange, was keiner von euch mit Ehren ausführt. O Jaqueline, schöne Jaqueline! hätt' ich dich in meinen Armen, obgleich die Nächte gegenwärtig die

*) So heißt Karls des Großen Schwerdt in den franz. Ritterbüchern.

längsten im Jahre sind, so solltest du die Stunden doch mit Wonne zählen; keine sollte dir weder zu lange, noch zu schlecht angewendet dünken.“

Der griechische Spion erschrak zwar über diese Aufschneiderei weniger, als über die beiden erstern, aber er fand sie doch noch kühner. Bei der heiligen Sophie, sagte er, dieser Paladin, der von Jerusalem kommt, muß recht fest auf die Gnade bauen. Ich hätte mich weniger verwundert, wenn er einen Berg zu versetzen sich vermessen hätte.

Da nahm Olger das Wort: „Bei der Seele meines Ahnherrn Doolin, so bald es Tag ist, knüpf ich meine Steigbügel an den ungeheuern Pfeil, der dieses Gewölb trägt, und mit Einer Hand wett ich, ihn umzureissen, und dieses ganze Gewölb in Schutt zu verwandeln. Wollt ihr aus euren Betten aufste-

hen, so bin ich erbötig, im Augenblick zu halten, was ich versprochen.“

Der Spion bekam Furcht, und wollte sich schon retten, als er die Pärs zusammen lachen, und sagen hörte, zu Olgers Heldenthat wäre es auch Morgen noch Zeit. Der Herzog von Naymes vermaß sich, trotz seines Alters, daß er in voller Rüstung funfzehn Ruthen hoch springen wollte. Aymeri erbot sich, dem König Hugon mit einem Schneller seines Fingers den Hals zu brechen — kurz, die dreizehen Aufschneidereien waren Wetten, die unglaublichsten Dinge zu vollbringen, und da alle, ausser denen des Herzogs Naymes von Baiern und des jungen Oliviers, dem König Hugon und seinen Unterthanen zum Schabernak waren, so verließ der Spion, so wie Karl mit seinen Pärs eingeschlafen war, den Pfeiler, und lief, zitternd vor Angst zum König, um ihm von Allem, was er gehört, Bericht abzustatten.

Was man in der Gaskogne für einen blossen Scherz gehalten hätte, ward in Mesopotamien gar ernstlich aufgenommen. Wüthend über die Kühnheit der französischen Paladine und über ihre Undankbarkeit gegen seinen guten Empfang; schwor König Hugon, Alles aufs Äusserste kommen zu lassen, damit sie ihn nicht umsonst in seinem eigenen Haus herausgefodert hätten. Er ließ in der Stille alle Bewohner seiner Hauptstadt bewaffnen, seinen Pallast umzingeln, und stellte sich in Schlachtordnung, um Kaiser Karl mit seinen Pärs anzugreifen.

Von Allem diesem bekam ein Page des Königs, der ein gebohrner Franzose war, Kundschaft. Er benachrichtigte den Kaiser von Hugons Plan. „Der T . . . hole den alten Narren," rief der junge Olivier; „so sind die Fremden alle! Sie wissen nicht zu leben, und verstehen keinen Spaß."

„Bist du klug," sagte ihm sein Freund Roland, „daß du Leute, die in ihrem eigenen Hause sind, Fremde nennst? der Tausend,

wenn sie unsre Späße gehört haben, so darf es uns nicht wundern, wenn sie uns für Fremde halten, die nicht zu leben wissen.“

„Nun,“ antwortete Olivier; „wäre es nicht das Einfachste, wenn sie uns beim Wort nähmen? Alles was sie verlangen können, ist, daß wir ausführen, was wir versprochen. Ich will, was ich gesagt, lieber thun, als mich herumschlagen.“

„Bei meiner Seele, Olivier,“ sprach Roland; „du nimmst dir zu viel heraus. Ich will's glauben, daß du dich gut schlägst, und eher vierzehn Feinde auf einmal niederwirfst, als daß du die Nacht aushältst, zu der du dich anheischig gemacht hast.“

Während dieses Gesprächs waffnete sich der Kaiser mit seinen Pärs auf das beste, und als die Truppen des Königs andrangen, richteten sie eine solche Niederlage unter ihnen an, daß dieser sogleich zum Rückzug blasen ließ, und mit dem Kaiser zu unterhandeln begehrte. Solches geschah auch.

„Kaiser van Frankreich," fing der König an; „warum beleidigst du mich in meinem eigenen Hause? Ist das nicht ein Verbrechen gegen alle Gesetze der Gastfreundschaft?"

„König des Orients;" erwiederte Karl; „hast du sie nicht zuerst gebrochen durch beleidigendes Mißtrauen, womit du deiner Gäste Gespräche belauschen ließest?"

„Machen sich die Christen dann," sprach Hugon, „nichts aus Lügen? Mein Gesetz bestraft sie mit dem Tode. Und ließ ich euch auch frei abziehn, wäret ihr nicht ewig mit Schande bedeckt, da der Vorwurf des feigsten Verbrechens auf euch lastet?"

Der Kaiser fühlte die ganze Stärke dieses Grundes. Allein da er sich unschuldig in seinem Herzen fühlte, so hoffte er von Gott auf übernatürliche Gnade, die den König Hugon vielleicht bekehren könnte. Voll Vertrauen auf den Himmel, wagte er daher, den König zu versichern, daß er und seine Pärs nichts gesagt hätten, was sie nicht auch zu vollführen

sich getrauten. Wähle dir eine von unsern im Scherz gemachten Versprechungen, und du sollst sehen, was wir versprechen, das halten wir auch.

Hugon ließ sich das gefallen, und zog sich zurück, um sich mit den Seinigen zu berathschlagen. Der Kaiser bereute inzwischen seine Unklugheit, und gestand sichs in der Stille, daß man sich hier keine Scherze hätte erlauben sollen, die man kaum an den Ufern der Garonne wagen dürfte. Inzwischen belebte der Erzbischof Turpin sein Vertrauen auf den Allerhöchsten, und warf sich mit ihm und den Pärs im Gebete nieder, um die Hülfe des Himmels zu erflehen.

Da erschien ein Bote des Himmels, und tröstete Karln mit der Weisung: „versuche zum letztenmal den lebendigen Gott. Er wird heute die Wunder, welche er für die Kinder Israels gethan, erneuern, und seine Allmacht unter den Unglaubigen verkünden. Hugon wird den himmlischen Schutz anerkennen, der

den Kindern der wahren Lehre zu Theil wird, und für dießmal soll aus eurem Scherz Ernst werden.“

Nach einer Stunde kam der König Hugon wieder. Bei Anblick des weißen Barts vom Herzog Naymes von Baiern sprach er: „nun denn, alter Herr: du hast dich vermessen, funfzehn Ruthen hoch springen zu wollen, laß sehn ob du es vollführst.“

Der Herzog ließ sich nicht zureden, und trat sogleich vor eine Mauer, welche die erforderliche Höhe hatte. Sogleich öffnete sich diese und Naymes ging bequemlich durch dieselbe hindurch, während ein Phantom, das seine Gestalt hatte, vor den Augen der Muselmänner über sie wegsprang.

„Wahrlich,“ sprach König Hugon; „dieser Greis ist von dem Allmächtigen mit großer Gnade angesehen.“

Der Erzbischof Turpin erhob seine Hände, und dankte dem Himmel für dieses Wunder. Der König, dem seine blühenden Wan-

gen und sein großer Domherrnwanst auffiel, wandte sich an ihn mit den Worten: „ists's dir noch Ernst, Derwisch von Rheims, mit Einem Zuge meinen ganzen Weinkeller auszutrinken?“

„Glaubst du,“ erwiederte Turpin, „daß für die Macht Gottes irgend etwas unmöglich ist? — So laß nur immer dein ungeheures Weinfaß herbringen, und es ganz mit Weine füllen.“

Fünfhundert Männer konnten dieses Weinfaß kaum von der Stelle rücken, und die Diener Hugons versicherten diesen, daß es von allem seinem Wein kaum zur Hälfte voll werden würde. Während man indeß den Wein herbei brachte, um es zu füllen, wurde der Erzbischof über die Zögerung ungeduldig, und trank gleich die ersten sechs Eimer, die man herschaffte, in Einem Zuge aus.

Da sah der gute König Hugon wohl, daß Turpin Ernst mache, und da der Wein im vorigen Jahre erfroren war, so wollte er doch

nicht seinen ganzen Vorrath auf das Spiel setzen, und stellte sich also mit dem ersten Versuch zufrieden.

„Beim Mahomed,“ sprach er, „ihr habt einen guten Zug, Herr Erzbischof; wir wollens dabei bewenden lassen. Statt des Weins, schenk' ich euch das Faß.“

Der Erzbischof nahm den Tausch an, ließ das Faß auf Karls Schiffe bringen, und später nach Heidelberg führen, wo es zum ewigen Andenken an dieses Wunder aufbewahrt wird.

Hugon hatte ein genaues Verzeichniß von allen Prahlereien der Paladine. Aber es wurde ihm bang davor, als er sah, wie die beiden ersten zur That geworden waren. Endlich sprach er lächelnd: „bei allen hundert tausend Millionen Huris im Paradies; da ist eine Windbeutelei, die auch Alle zu Schanden machen wird. Wer ist der Thor unter euch, der sich vermessen, Mahomed, Omar und Kaleb in Einer Nacht zu übertreffen, die er bei meiner Tochter Jacqueline zubringen will?“

Schon die Liebe allein hätte Oliviern vermocht, das Wagestück zu unternehmen, wenn er auch nicht des göttlichen Beistands gewiß gewesen wäre. Da nahm Hugon seine und seiner Tochter Hand, und rief aus: „O Mahomed, seit funfzig Jahren bin ich dein getreuer Diener; aber dergleichen Gnaden, die du mir erzeigtest, sind immer schnell und flüchtig gewesen. Gibt der Gott der Christen diesem Paladin den Sieg, so gebe ich deinen Glauben auf, und ergreife den seinigen.“

Die Sonne stieg eben am Horizont nieder, und so wurde denn das junge schöne Paar in einen weißen Pavillon verschlossen.

Es läßt sich erwarten, daß auch dieses Wunder geschah, so unglaublich es scheinen mag. Wir folgen dem Romancier in seiner Erzählung nicht weiter, und bemerken nur, daß das Ende dieser Gaskonnade im Geist der Zeit war, die sie erfand, und daß der König Hugon von Mesapotamien mit seinem ganzen Volke zur christlichen Religion übergegangen ist.

XVIII.

Der Kanal von Languedoc.

Eh' ich Toulouse verlasse, muß ich nothwendig von dem Kanal von Languedoc sprechen, welcher offenbar die größte Merkwürdigkeit im ganzen südlichen Frankreich ist. Die neuere Zeit hat schwerlich ein größeres Werk hervorgebracht, als diese Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem Ozean, und keines verlangte wohl einen so gleichmäßigen Aufwand von Geld, von Beharrlichkeit, von Berechnung und von Kenntnissen. Ich nenne es daher ohne Bedenken das größte und würdigste Denkmal der in so vielen Rücksichten merkwürdigen, Regierung von Ludwig XIV, und vom Ministerium des vortreflichen Colbert's.

Daß die Römer, in deren Schiffahrt der Durchgang durch die Meerenge von Gibraltar schon keine gewöhnliche Unternehmung war, und deren Macht unter den Kaisern lange Zeit einen ihrer Haupt-Stüzpunkte in dieser Gegend hatte, an diese Verbindung zweier Meere gedacht haben, läßt sich leicht ermessen, aber, ob es gleich behauptet worden ist, nicht beweisen. Noch weniger weiß man von Karls des Großen Plan etwas Zuverläßiges; aber das ist keinem Zweifel unterworfen, daß man unter Franz I. diese Unternehmung ernstlich erwog, und sie wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihr entgegen zu seyn schienen, aufgab. Dasselbe war unter Heinrich IV. und unter Ludwig XIII. der Fall; Sully und der Kardinal von Richelieu hatten gewiß Sinn genug für große und nüzliche Unternehmungen; aber auch für sie waren die eigenen und der Zeitgenossen Kenntnisse zu beschränkt, um, troz der mehrmaligen Gesuche der Stände von Languedoc, einen Plan für ausführbar zu halten,

welcher eine der schönsten Provinzen von Frankreich mit neuem, kühnen Leben erfüllen mußte.

Erst 1662 kam die Sache wieder in Anregung. Ein gewisser Peter Paul Riquet de Bonrepos, ein warmer Kopf, wie sie nöthig sind, wo von Unternehmungen, die ein ganzes Zeitalter für unmöglich hält, die Rede ist, wandte sich deshalb an den Minister Colbert, welcher den Plan mit einem Feuer auffaßte, das er seinem Monarchen mitzutheilen verstand.

Der General Andreossy, der die beste Geschichte dieses großen Werks geschrieben hat, bemüht sich die Ehre des ersten Gedankens einem seiner Voreltern, dem sehr erfahrnen Ingenieur, Franz Andreossy, zuzueignen. *) Nun ist aber wohl nach dem bisher Gesagten, und den häufigen Anregungen der Stände von Languedoc gar kein Zweifel, daß dieser Gedanke nichts weniger, als neu, sondern vielmehr sehr alt

*) Histoire du Canal du Midi. Paris 1800 8vo und 1804 in 4to.

war. Auch ist offenbar die Ehre, die Möglichkeit einer, vor mehreren Jahrhunderten als unausführbar aufgegebenen, Idee zuerst klar gefaßt und durchschaut zu haben, nicht geringer, als die Erfindung eines nicht in seinem Ganzen durchdachten Planes, der eben darum liegen bleibt. Zuverläßig bleibt indeß, daß Riquet ohne Andreossys Kenntnisse die Übernehmung schwerlich auszuführen vermocht hätte, und noch zuverläßiger, daß sie dieser ohne jenen niemals ausgeführt haben würde. Wo die Schwierigkeiten nicht nur in dem Terrain, sondern vielmehr in den Köpfen der Menschen lagen, da bedurfte es nicht nur eines tiefen Mathematikers, sondern noch vielmehr eines hellen, gewandten, thätigen Kopfes, und ein solcher war Riquet zuverläßig, und als solchem gebührt ihm auch ohne Widerspruch der größte Ruhm dieses kolossalen Werkes.

Inzwischen ist es immer ein Zeichen für die ungewöhnliche Größe einer That und Unternehmung, wenn sich verschiedene Menschen um die

erste Erfindung streiten. Und so mag hier auch noch ein dritter Erfinder angemerkt werden, dem Einige die Ehre zuweisen wollen. Dieß ist niemand weniger und mehr, als Riquet's Gärtner, welcher seinen Herrn zuerst auf diesen Gedanken gebracht haben soll.

Wie dem seyn mag, so läßt sich denken, daß Riquet im Anfang für einen der sanguinischen Menschen, welche über der Möglichkeit einer Unternehmung die Schwierigkeiten derselben übersehen, und diese für eines der Projekte gehalten wurde, von welchen Duclos bei einer andern Gelegenheit ausgerufen hat: „wohl schöne Projekte! aber die nur von denen ausgesonnen werden, welche den Credit nicht haben, um sie auszuführen.“ Indeß war er der Mann nicht, um sich durch die Urtheile derer, welche in der eigenen Kraftlosigkeit den Grund zur Unmöglichkeit aller andern Anstrengungen finden, abschrecken zu lassen. Er reißte mit seinem Plane nach Paris, und legte ihn Col-

berten vor, welcher unabläßig bemüht war, die Wunden, die die Kriege seines Monarchen dem Staate schlugen, durch innere Stärkung desselben vermittelst Kunstfleiß und Handels wieder zu heilen. Colbert billigte den Plan nach reifer Überlegung; aber die Schwierigkeit lag in den großen Summen, welche die Ausführung desselben erforderte. Der Minister gestand, daß er weder mit Geld, noch selbst mit Kredit helfen könne, und die Sache wäre wahrscheinlich, trotz aller der gerühmten Größe von Ludwigs XIV. Geist, liegen geblieben, wenn Riquet's reicherer Geist nicht ein Mittel gefunden hätte, die ersten Vorschüsse für seine Unternehmung auf eine, dem Staat nicht weniger als lästige, Weise zu erhalten.

Riquet schlug dem Minister nemlich eine List vor, welche an das oben schon erzählte Glück des Grafen von Flamarens *) erinnert.

*) B. 1. S. 126.

Er bat ihn um die Erlaubniß, in seinem Kabinet bleiben zu dürfen, wenn er mit den Generalpächtern eingeschlossen wäre. Colbert lachte, und gab die Erlaubniß. Die Generalpächter waren versammelt, und Riquet setzte sich in eine Ecke des Kabinets. Diesem entging es nicht, daß die Herrn seine Gegenwart und seine anscheinende Vertraulichkeit mit dem Minister auffallend fanden, und sich am Ende darüber beunruhigten. Beim Weggehn wandte sich einer derselben an ihn, um ihn auszuforschen. Riquet antwortete frostig: er habe einmal selbst sehen wollen, wie die Sachen gingen. Der Fragende entfernte sich mit tiefen Bücklingen, und die Generalpächter sahen in dem Unbekannten bereits ein Meteor aufsteigen, das ihren Spekulationen auf die Staatseinkünfte verderblich werden konnte.

Als sie sich bei einer zweiten ähnlichen Sizzung beim Minister einfanden, hatten sie schon seinen Plan ausgekundschaftet, wie es aber gewöhnlich geht, ihn anders gedeutet, als er ei-

gentlich war. Sie machten nun keine Fragen mehr an Riquet, sondern sprachen von seiner Unternehmung, von ihrer Nützlichkeit, und von ihrer Bereitwilligkeit, ihm 200,000 Livres dazu vorzuschießen. Aber auch jetzt noch benahm sich der Schlaukopf nicht wärmer. Er antwortete, daß er kein Geld brauche, und betrug sich im Übrigen so, daß sie einsahen, er müsse mehr haben, wenn er ihre Unternehmungen nicht durchkreuzen sollte.

Nach einer dritten Sitzung bei dem Minister bot man ihm endlich 500,000 Livres an. Jetzt wurde Riquet freundlicher. Er nahm ihr Anerbieten unter der Bedingung der Einwilligung Colberts an. Diese erhielt er natürlich ohne Bedenken, und so gewann er die erste Summe, die zur Eröffnung der Arbeiten nöthig war.

Solche List bedurfte ein großer Minister und ein patriotischer Kopf zur Ausführung eines Werks, das die Regierung eines Monarchen am glänzendsten verschönert hat, welcher Col

bert einst, als er ihm Ersparnisse in den unnöthigen Ausgaben vorschlug, trocken antwortete: über Versailles wissen sie meinen Willen!

Demungeachtet sang Corneille:

La Garonne et l'Atax, en leurs grottes profondes,
Soupiraient de tout temps pour voir unir leurs ondes,
Et faire ainsi couler, par un heureux penchant,
Les trésors de l'aurore aux rives du couchant:
Mais à des voeux si doux, à des flammes si belles,
La nature, attachée à ses lois éternelles,
Pour obstacle invincible opposait fiérement
Des monts et des rochers l'affreux enchainement.

Trance, ton grand roi parle, et ces
rochers se fendent;
La terre ouvre son sein, les plus
hauts monts descendent;
Tout cede. et l'eau, qui suit les
passages ouverts,
Le fait voir tout - puissant sur la
terre et sur les mers.

So wurden nach einigen vorangegangenen kleinen Arbeiten 1667 die ersten Grundsteine zu dem Bassin von Ferreol gelegt. Riquet erlebte seine Beendigung nicht, indem er kurz zuvor, den 1. Oktober 1680 starb. Seine Grabschrift von Cessan ist wenigstens so wohl verdient, als jene Verse von Corneille von Ludwig XIV. sie heißt:

Ci-git, qui vint à bout de ce hardi
dessein,
De joindre des deux mers les liqui-
des campagnes,
Et de la terre ouvrant le sein,
Applanit même les montagnes,

Pour faire couler l'eau suivant
l'ordre du roi
Il ne manqua jamais de foi,
Comme fit une fois Moise.
Cependant de touts deux le destin
fut égal;
L'un mourut prés d'entrér dans
la terre promise,
L'autre est mort sur le point
d'entrer dans son canal.

Die große, wirklich bewundernswürdige, Idee, welche Riquet bei diesem Kanal verfolgte, war, daß sein Wassergehalt weder von der nassen, noch der trockenen Jahrszeit, und überhaupt von keiner der zufälligen Naturbewegungen abhängen sollte, die sonst so mannichfaltig und nachtheilig auf dergleichen Unternehmungen wirken. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte der Kanal einer Seits eines beständigen, gleichmäßigen Zuflusses von Wasser versichert, und andrer Seits von allem unnöthigen Zuflusse desselben, wie es durch die Jahrszeit,

durch Überschwemmungen u. dgl. geschehen konnte, bewahrt werden. Letzteres an sich schon war eine ungeheure Schwierigkeit, da der Kanal in einer Länge von 238,715 Meters, wo er schiffbar ist, über ein sehr ungleiches Erdreich, und über zehen Flüsse weggehen mußte, von denen einige freilich nur Gießbäche waren, die aber bei starkem Anschwellen sowohl durch ihr Wasser, als durch die Menge von Steinen und Erde, welche sie mit sich führten, gefährlich wurden. Ohne in alle Details der Unternehmung einzugehn, nenne ich nur 57 Wasserleitungen, wo der Kanal über Flüsse oder Vertiefungen zu führen war, und von denen manche zugleich Brücken für den Landverkehr sind; 66 Schleusen, durch die das Wasser geschwellt werden mußte, und 103 Brücken überhaupt, die auf verschiedenen Punkten über den Kanal weggehen. Ausserdem sind gewisse fliegende Brücken angebracht, welche im Augenblick, da ein Wasser von der Seite her einzudringen droht, geschlagen werden, und über die sich der wildeste

Gießbach unschädlich auf das andre Ufer des Kanals ausschüttet.

Die größte Schwierigkeit jedoch war die Sorge, daß im Kanal immer die gleiche Wasserhöhe erhalten werden konnte. Zu diesem Zweck wurden zwei Wassermagazine (Bassins und Reservoirs) angelegt, von denen das eine, das von Saint-Ferréol, offenbar das kühnste Werk ist, was vielleicht je unternommen wurde. Es besteht in einem ungeheuern gemauerten Gewölbe, das anderthalb Stunden Umfang hat, und 900,000 Kubik-Toisen Wassers erhält, welches ihm eine Menge kleiner Gewässer zuführen. Manche der Mauern dieses Bassins sind 36 Toisen dik, und über 200 hoch — man mache sich darnach eine Vorstellung von dem ungeheuren Aufwand von Kraft und Geld, den diese einzige Arbeit erforderte.

Dem ungeachtet beliefen sich die Unkosten für das ganze Werk, bis es fertig wurde, nicht höher, als auf

16,279,399 Livres,

von denen der König und die Provinz

14,169,399, Livres

und der Unternehmer für unvorhergesehene Ausgaben, die er sich nicht einmal erstatten ließ,

2,110,000 Livres.

bezahlten. Versailles aber hatte über 200 Millionen gekostet. So leicht ist es den Großen, Nützliches, und so schwer wird es ihnen, Unnützliches zu thun!

Es ist kein Zweifel, daß Manches an diesem Kanal besser und zweckmäßiger hätte eingerichtet werden können, und Vauban, der sich gewiß auf dergleichen Arbeiten verstand, sagt in seiner Reise: „zum größten Unglück hat man dieses Werk eigentlich nie recht verstanden, und der Unternehmer, welcher zugleich der Erfinder war, wurde weder geleitet, noch unterstützt, wie es hätte geschehen sollen.“

Wie dem sey, so ist das Werk fertig geworden, und hat gehalten, was es versprochen. Riquet wurde der Lohn, den er verdiente;

denn ausser dem, daß Delille das schöne Wort von ihm gesagt hat:

> Il joignit les deux mers, qui
> joignent les deux mondes;

ward er Eigenthümer des Kanals, und besitzt seine, durch denselben sehr reich gewordene, Familie noch jetzt 19 Theile seiner Einkünfte, und gehören die übrigen fünf und sechszig vier und achtzig Theile der Regierung.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rehfues, Philipp Joseph <<von>>,

Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich während der Jahre 1807 - 1809 und im Jahre 1815 ; mit einer Reihe von Beilagen über französisches Literaturwesen, so wie über die spanische Revolution und über die baskische Sprache
Bd.: 1

1816

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB S 46(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421667-7